

Band 1233

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Kunst-Vampir

Band 1233 • Deutschland 1,35 €

Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belgien 1,70 € / Niederlande 1,70 € / Frankreich 1,70 € / Italien 1,70 €

Spanien 1,90 € / Griechenland 1,90 € / Portugal cont. 1,90 €



4 191914 201358



GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1233

Der Kunst-Vampir

Ihr Lächeln versprach den Tod!

Die blonde Frau mit der langen Mähne wartete locker auf die Gestalt, die sich aus dem Dunkel der Felsen löste.

Es war kalt in dieser Welt, in der ein Blutsauger seine Heimat fand. Diese Welt war errichtet worden, um zahlreichen Vampiren eine Heimat zu bieten.

Im Moment wartete sie auf ihr besonderes Ziel, das noch bei den Felsen stand und sich nicht bewegte. Anscheinend spürte die männliche Gestalt, dass nicht alles so war, wie es hätte sein sollen. Das Misstrauen äußerte sich in einem ächzenden Laut, der der Blondinen entgegen wehte. Sie sah auch, wie die Gestalt ihre ungewöhnlichen Augen verdrehte, die gelb wie Bernstein aussahen.

Sie sah, wie die Gestalt den Mund öffnete und ihre beiden spitzen Vampirzähne zeigte, und sie wusste, dass dieser Untote sie falsch einschätzte.

Justine Cavallo lächelte noch immer. Mochte die Vampirwelt auch ein Zufluchtsort für sie sein, daran gewöhnen konnte sie sich nie. Sie war jemand, der sich lieber an anderen Stellen aufhielt und dort auch konsequent zuschlug.

Aber der Aufenthalt in dieser grauen Dämmerung gehörte nun mal zu einem bestimmten Plan.

Der andere Vampir kannte sie nicht. Er hatte sie noch nie zuvor gesehen, denn die Welt war groß. Man konnte sich verstecken, man brauchte überhaupt nicht aus dem Dunkel hervor zu kriechen, so kannte der eine den anderen nicht, und deshalb ging der Vampir auch von völlig falschen Voraussetzungen aus.

Er dachte an das Blut!

Er roch es.

Es war anders als die Reste der Nahrung, von denen er noch zehrte. Er sah es als frischer an, als unverbraucht, und er dachte nicht daran, dass in dieser Welt nur seine Artgenossen lebten. Wenn der Hunger und die Gier zu groß waren, stürzten sie sich gegenseitig aufeinander, um sich zu zerreißen.

Der Vampir besaß ein besonderes Aussehen. Er trug Fetzen um seinen Körper, der gar nicht kräftig wirkte. Im Gegensatz allerdings zu seinem Kopf, den man wirklich schon als ein Kunstwerk bezeichnen konnte. Es war ein völlig blander Schädel, auf dem kein winziges Haar wuchs. Ein breiter Mund, darüber eine kleine dicke Nase, dann die hohe Stirn und die beiden sehr großen Ohren, die eng an seinem Kopf lagen, als wären sie mit ihm verwachsen. Der Mund war breit wie eine Luke, aber das alles interessierte nur am Rande, denn wichtig waren allein die Augen.

Dieser kalte gelbe Blick. Bernsteingelb. Grausam, mit winzigen schwarzen Pupillen innerhalb der anderen Farbe. Dieser Blick zeugte davon, dass der Blutsauger etwas Besonderes war und sich in dieser Welt sehr sicher fühlte.

Er sah die blonde Frau, die dunkle Lederkleidung trug. Sie

war nicht mal besonders groß, aber sie fiel auf. Sie würde überall auffallen, nicht nur in dieser Welt, in der es kein normales menschliches Leben gab.

Sie öffnete den Mund und lachte den anderen Blutsauger leise an. Dann fragte sie: »Willst du was?«

Der Glatzkopf mit den gelben Augen wusste genau, dass er gemeint war. Wieder riss er den Mund auf. Diesmal gab er nicht mal ein Stöhnen oder Knurren als Antwort, er blieb schweigsam, doch genau dieses Schweigen machte ihn so gefährlich.

»Komm her!«, lockte die Cavallo.

Der Körper zuckte. Justine sah nur, dass sich die lumpige Kleidung bewegte, dann gab er sich einen Ruck und stieß sich zugleich von dem Felsen ab.

Er ging.

Und er war schnell. Die Gier war wie ein Motor, der ihn antrieb. Ein Mensch wäre spätestens jetzt schreiend davongelaufen, nicht jedoch Justine Cavallo.

Eiskalt wartete sie ab, bis der Andere genau die richtige Distanz zu ihr hatte. Plötzlich löste sie die Hände von ihrem Rücken und schwang sie nach vorn.

Die Bewegung wurde blitzschnell durchgeführt und sah aus wie tausend Mal geübt. In der rechten Hand hielt Justine einen scharfen Gegenstand, der an ein Messer mit langer Klinge erinnerte, doch damit nichts zu tun hatte.

Es war eine andere Waffe. Ein Schwert mit kurzer Klinge, das sie blitzschnell in die Höhe schwang, sich dann einmal um die eigene Achse drehte und ein scharfes Lachen ausstieß.

Dann schlug sie zu!

Der Angriff war genau getimt. Der andere Vampir besaß nicht den Hauch einer Chance, der Klinge auszuweichen. Deshalb traf sie genau dort, wo sie treffen sollte. Es war nur ein kurzer, dumpfer Aufschlag zu hören, dann schien der Kopf plötzlich für einen Moment über dem Körper zu tanzen, und er

schien auch wieder auf ihn herabfallen zu wollen, aber das passierte nicht.

Er hatte trotzdem noch einen Schwung nach links bekommen, kippte dann zur Seite und landete auf dem harten Boden, wo er noch ein paar Schritte zur Seite rollte, bevor er endgültig zur Ruhe kam.

Justine Cavallo nickte. Sie war mehr als zufrieden, denn sie wusste, dass sie ihre Aufgabe erledigt hatte. Es gab ihn nicht mehr wie er einmal gewesen war. Der Körper stand noch als kopfloses Etwas, sogar die Hände zuckten, aber das war auch alles.

Er würde nie mehr Blut saugen wollen und auch können. Justine Cavallo wollte ihn nicht länger vor sich stehen haben und stieß den Torso kurz mit einer Hand an, sodass der Körper leicht ins Schwanken geriet und dann sein Gleichgewicht verlor, bevor er zu Boden schlug und ebenso starr liegen blieb wie der Kopf.

Das war es gewesen.

Sie hatte den ersten Teil des Jobs erfüllt. Justine sah kein Blut, das aus der Wunde geschossen wäre. Dieser Untote war völlig ausgetrocknet gewesen, deshalb hatte er sich auch unbedingt die Nahrung holen wollen, aber er war bei Justine genau an die falsche Person geraten.

Um den Körper kümmerte sie sich nicht. Ihr ging es einzig und allein um den Kopf. Sie brauchte nicht weit zu laufen, um ihn zu erreichen. Für einen Moment blieb sie stehen und schaute auf ihn herab. Dann bückte sie sich und streckte beide Hände danach aus. Sie nahm ihn hoch und hielt ihn über ihren Kopf. Ihre Waffe hatte sie längst wieder an den Gürtel gehängt, denn die brauchte sie nicht. Von unten her schaute sie in das Gesicht hinein, dessen Ausdruck sich nicht verändert hatte. Noch immer leuchteten die Augen, wenn auch etwas schwächer.

»Wir brauchen dich noch«, flüsterte sie dem Kopf zu. »Wir

brauchen dich ganz bestimmt.«

Der Schädel konnte keine Antwort geben. Bei ihm stand noch der Mund offen. Selbst bei seiner Vernichtung hatte er daran gedacht, die Zähne in den Hals eines Opfers zu schlagen, um dessen Blut zu trinken.

»Du wirst uns noch viel Vergnügen bereiten!«, flüsterte Justine Cavallo dem Schädel zu, »sogar sehr viel, das kann ich dir versprechen.« Ihr Mund zeigte ein breites Lächeln, aber die Augen lachten nicht mit. Sie blieben kalt und grausam.

Für sie war die Sache hier erledigt. Deshalb klemmte sie den Schädel unter den linken Arm und ging davon. Der erste Teil des Plans hatte gut geklappt, jetzt musste sie darauf achten, dass auch die anderen Teile erfüllt wurden.

Sie ging weg.

Dass sie dabei von zahlreichen gierigen Blicken aus dem Dunkel der Vampirwelt beobachtet wurde, störte sie nicht. Es gab nur zwei Wesen, die hier das Sagen hatten.

Dracula II und sie!

Die Nachricht hatte mein Anrufbeantworter gespeichert, aber ich war nicht weiter auf sie eingegangen, denn uns allen lag der Schock der vergangenen Ereignisse noch zu sehr in den Knochen. Man fühlte sich wie gelähmt, man ging durch die Welt, als gehörte man gar nicht mehr dazu. Das Lachen erstickte im Hals, und das Misstrauen war wie ein Gift, das sich immer weiter ausbreitete.

Dabei ging es nicht um den letzten Fall, der uns alles abverlangt und Jane Collins fast das Leben gekostet hatte, nein, die Probleme waren weltweit, und es hing mit dem heimtückischen Angriff auf das World Trade Center zusammen. Da konnte man nicht so einfach die normale Tagesarbeit wieder aufnehmen, denn ab jetzt war nichts mehr so wie es mal gewesen war.

Amerika bebte. Amerika war in die Knie gezwungen worden, und damit auch die gesamte Welt. Natürlich war auch Europa mitbetroffen und wir ebenfalls.

Hochalarm bei Scotland Yard. Sicherheitsmaßnahmen wurden überprüft, neue angeordnet, und Sir James, unser Chef, war voll integriert, denn sein Rat war gefragt.

Alle anderen Fälle waren nebensächlich geworden. Dabei hatte er sich um die Hintermänner des gefährlichen Psychologen namens Barnabas Barker kümmern wollen. Menschen, die seine Forschungen finanziert hatten, zum Teil jedenfalls, aber das alles war aufgrund der schrecklichen Ereignisse vergessen.

Es gab Bilder, die man nie vergessen würde. Auch in meinem Kopf hatten sie sich regelrecht eingebrennt. Man war so gut wie nicht zum Nachdenken gekommen, denn diese Aufnahmen hatten die Welt und ihre Bewohner tief erschüttert.

Terroristen hatten uns vorgemacht, wie brüchig die hochtechnisierte Welt doch war, wie anfällig für Angriffe, bei denen die Angreifer ihr eigenes Leben in die Waagschale warfen, weil es ihnen nichts wert war, wenn es um die Sache ging.

Mit Suko und Shao hatte ich gemeinsam vor dem Fernseher gesessen. Alles andere war vergessen. Wir hatten tatsächlich den Alltag aus dem Kopf verbannt und nur immer wieder diese schrecklichen Bilder gesehen, die mich in meinen Träumen verfolgten.

Meine Probleme kamen mir plötzlich so klein vor, und ich hatte wirklich Mühe, mich auf sie zu konzentrieren.

An diesem Morgen fuhren Suko und ich nicht mit dem Wagen ins Büro. Der Verkehr war einfach zu dicht geworden. Die Ferienzeit war vorbei, in London wurde wieder gearbeitet, aber London war auch stiller und nachdenklicher geworden.

Man brauchte nur in die Gesichter der Menschen zu schauen. Da gab es so gut wie keinen, der nicht beeindruckt war.

Das fiel Suko und mir besonders in der U-Bahn auf, in der es an diesem Morgen noch stiller war als sonst. Aber es waren

noch mehr Zeitungen verkauft worden. Die einzigen Geräusche entstanden, wenn die Seiten der Gazetten umgeblättert wurden.

Die Sicherheitsbestimmungen waren verschärft worden. Ich sah viel mehr meiner uniformierten Kollegen in den Straßen patrouillieren. Die wichtigen Gebäude wurden bewacht, die Kontrollen waren verstärkt worden, und auch das Yard Building war so ein Zentrum, das bewacht werden musste.

Wir waren hochgefahren und sahen Glenda Perkins an der Kaffeemaschine stehen. Als wir das Vorzimmer betraten, drehte sie sich um. Ihr Lächeln war schlaff und müde.

An diesem Tag trug sie einen braunen Wollrock, der unten glockenförmig geschnitten war. Im Oberteil fand sich die Farbe wieder, aber auch ein dunkles Grün und Rot. Geschminkt war Glenda kaum. Mit einer schon etwas hilflosen Bewegung lehnte sie sich gegen mich und deutete auf ihren Computer. »Eigentlich hätte ich was tun müssen.« Sie lachte bitter. »Ich habe es auch versucht, aber es ging nicht. Kaum saß ich vor dem Schirm, da erschien das Bild aus New York vor meinen Augen. Mein Gott, wie können Menschen nur so verbohrt in ihrem Hass sein. Da sind die Fantasien der Thriller-Autoren von der Realität überholt worden.«

Ich nahm mir Kaffee, Suko bediente sich mit Tee und wir gingen ins Büro.

»Denkst du daran, dich um Barker zu kümmern?«, fragte Suko, als wir tranken.

»Er ist doch tot. Der Spuk hat ihn geholt.«

»Klar. Ich meine natürlich seine Hintermänner.«

»Sag mir, wie ich an sie herankomme?«

»Wir sollten sein Haus durchsuchen. Das hatten wir sowieso geplant.«

Ich nickte. »Ich würde auch noch gern Bill Conolly mit dazuholen. Er wird sicherlich mehr über diesen Psychologen finden ...

Immer wenn man vom Teufel spricht, dann meldet er sich. In

diesem Fall telefonisch. Er berichtete, dass seine Recherchen über Barker noch keinen Erfolg gebracht hatten.

»Ich muss versuchen, auf seiner Internetseite zwischen den Zeilen zu lesen, aber der Grund meines Anrufs ist ein anderer. Das Haus steht noch. Wir sind davon überzeugt, dass Barker Hintermänner gehabt haben muss. Außerdem hatten wir von einer Durchsuchung gesprochen. Wie wäre es, wenn wir das in die Wege leiten würden?«

»Darüber habe ich mit Suko auch schon gesprochen.«

»Hört sich für mich an, als gäbe es noch kein Ergebnis.«

»Das ist auch so.«

Bill wartete einen Moment. Dann sagte er: »Sollen wir das nun durchziehen oder nicht?«

»Nur wir drei?«

»He, warum nicht?«

»Wir sind keine Spezialisten. Und die zu holen, ist schwierig. Die Polizei befindet sich in Alarmbereitschaft. Da wird jeder Mann und auch jede Frau dringend gebraucht. Das habe ich mit meiner Bemerkung gemeint. Wir sind keine Fachleute, Bill.«

»Klar, das stimmt. Aber ich habe dich auch schon anders sprechen gehört. Du hast keinen Bock.«

»Das will ich noch nicht mal sagen. Ich bin irgendwie nicht bei der Sache. Ich kriege das Geschehen nicht aus dem Kopf.« Mein Lachen klang freudlos. »Da denkt man auch über seine eigene Situation nach. Himmel, was haben wir uns bemüht. Was haben wir gegen das Böse gekämpft und andere vergessen. Vielleicht das wirkliche Böse.«

»Das ist falsch gedacht, John.«

»Wieso?«

»Der Teufel steckt überall. Mal sichtbar, mal unsichtbar. Ich denke, dass es viele Menschen gibt, die es als ein Netzwerk von Teufeln betrachten, und auch Nostradamus steht wieder hoch im Kurs. Aber da möchte ich nicht spekulieren.«

Das wollte ich auch nicht. Ich wollte auf der anderen Seite

meinen Freund Bill auch nicht enttäuschen und sprach von einem Kompromiss. »Bevor wir anfangen, möchte ich gern noch ein paar Worte mit Sir James sprechen.«

»Wie du meinst. Wann rufst du an?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Bist du denn im Haus?«

»Heute schon.«

»Gut, dann hören wir wieder voneinander.«

Suko hatte mitgehört. Als ich in sein Gesicht sah, bemerkte ich sein Stirnrunzeln.

»Ist was?«, fragte ich.

»Nein, nicht direkt. Aber ich fürchte nur, dass du - dass du dich falsch verhalten hast. Wir sollten uns das Haus schon näher ansehen. Es lenkt uns zudem von den eigenen Gedanken ab.«

»Ja, ja, du hast irgendwie Recht. Aber ich kann mich noch nicht darauf konzentrieren. Ich bin ...«

In diesem Moment meldete sich schon wieder das Telefon. Da ich noch nahe bei ihm saß, hob ich auch ab.

Ich rechnete damit, dass Jane Collins mich anrufen wollte, aber ich hörte eine Männerstimme, die nicht von der Insel her anrief, sondern vom Festland.

»Hallo, John ...«

Erst nach einigen Sekunden wusste ich, dass das die Stimme meines deutschen Freundes Harry Stahl war.

»Du, Harry?«

»Ja, ich. Jetzt sprich nur nicht von einer Überraschung, denn ich hatte dir auf Band gesprochen und«

»Stimmt, Harry, stimmt genau.« Ich schlug mir gegen die Stirn, und mir fielen wieder alle Sünden ein. »Sorry, ich hätte dich anrufen sollen, aber du weißt selbst, was passiert ist. Da habe ich das einfach vergessen.«

»Ja, ich weiß, John. Auch bei uns geht die Rotation los, und deshalb habe ich dich angerufen, denn ich möchte dich um einen Gefallen bitten. Ich hätte mich sonst allein um den Fall

gekümmert, aber das geht jetzt nicht. Ich werde wohl von einer Besprechung zur nächsten hetzen und kann mich deshalb nicht um bestimmte Dinge kümmern.«

»Wo liegt das Problem?«

»Da musst du Dagmar fragen.«

»Wieso sie?«

»Alles der Reihe nach«, sagte Harry Stahl. »Also, ich hatte mir gedacht, dass ich dich mit in die Dinge hineinziehe. Es geht um eine Ausstellung, die hier in Deutschland stattfindet. Und zwar in einer bestimmten Stadt.«

Ich war jetzt wieder ganz Ohr. »In welcher?«

»In Weimar.«

»Oh, das ist ein Ding. Weimar, Weltkulturerbe, die Klassiker-Stadt. Was soll es da an Schrecken geben, der uns angeht?«

»Ich sprach ja von der Ausstellung. Moderne Kunst.«

»Dazu kann man stehen wie man will, aber ...«

»Lass dein Aber mal stecken. Die Kunst bezieht sich auf ein bestimmtes Gebiet. Es geht dabei um Vampire.«

»Bitte?«

»Ja«, sagte Harry lachend. »Du hast richtig gehört. Kunst und Vampirismus. Mehr kann ich dir nicht sagen. Aber es wäre wohl besser, wenn du sie dir mal anschaugst.«

»Warum das denn?«

»Es könnte sein«, sagte Harry leise, »dass jemand davon Wind bekommen hat und mitmischen will.«

»Sei mal konkreter.«

»Zum Beispiel Mallmann.«

»Dracula II also?«

»Ja, warum?«

Diesmal konnte ich das Lachen nicht verkneifen. »Wie kommst du gerade auf ihn?«

»Beweise habe ich nicht, aber mir ist zu Ohren gekommen, dass da einiges nicht in Ordnung ist. Die Menschen, die sich die Ausstellung angeschaut haben, fühlen sich verfolgt. Es gibt

einige Anzeigen gegen Unbekannt, obwohl der Verfolger gesehen wurde und auch beschrieben werden konnte. Man sprach von einem Monstrum mit gelben Augen, das in der Nacht durch die Parks und Straßen streunt.«

»Hat es Verletzte gegeben?«

»Noch nicht...«

Die Antwort gefiel mir nicht, weil Harry sie sehr gedehnt ausgesprochen hatte. »Was verschweigst du mir noch?«

»Die Menschen fühlen sich bedroht. Da tauchten Schatten auf, und manche hatten sogar das Gefühl, dass mit der Ausstellung einiges nicht stimmt.«

Ich stöhnte. »Muss man das denn glauben, Harry?«

»Ja oder nein, ich weiß es nicht. Jedenfalls ist meine Dienststelle aufmerksam geworden. Da hier in Deutschland in der letzten Zeit einige Dinge passiert sind, die mit Teufelsanbetern und schwarzen Messen in einem Zusammenhang stehen und es sogar Tote gegeben hat, ist man hier sehr sensibel geworden. Ich hätte mich auch allein um den Fall gekümmert, aber ich bin abberufen worden. In den folgenden Tagen werden über neue Sicherheitskonzepte diskutiert. Und da bin ich eben auf einer gewissen Ebene mit einbezogen. Jetzt möchte ich dich bitten, dass du unter Umständen meinen Job übernimmst, falls du Zeit hast.«

Ich gab noch keine Antwort. »Wie lange läuft die Sache denn schon?«

»Seit einigen Tagen. Jetzt ist natürlich die Katastrophe dazwischen gekommen. Ich wäre dir wirklich sehr dankbar, wenn du dich in der Stadt umschauen könntest.«

»Wie auch in der Ausstellung?«

»Ja. Und das so schnell wie möglich. Ich meine, hier in Europa ist der Luftraum nicht gesperrt. Du kannst bis Leipzig oder Frankfurt fliegen, je nach Lage der Dinge, und du wirst dich um den Fall nicht allein zu kümmern brauchen.«

»Moment mal. Ich dachte, du bist...«

»Es geht nicht um mich, John. Es gibt eine andere Person, die meine Stelle eingenommen hat.«

»Wer denn?«

»Dagmar Hansen.«

»Ach«, sagte ich nur. »Das ist eine Überraschung. Du hast sie für den Fall abzweigen können?«

»Das ist mir tatsächlich gelungen. Sie hält ein Auge auf die Ausstellung und schaut sich auch in der Stadt um.«

»Mit Erfolg?«

»Ja und nein. Sie hat mit den Menschen gesprochen, die Angst haben. Es waren nur Leute, die sich auch um die Ausstellung kümmerten und sie besuchten. Sie fühlten sich verfolgt und hatten Angst um ihr Blut, wie sie Dagmar sagten.«

Ich konnte es noch immer nicht richtig nachvollziehen. In Weimar, der Stadt Goethes, Schillers, Herders. Der Stadt, die Klassik und Geschichte vereinte, in der Bach gewirkt hatte, dort sollten sich also Vampire herumtreiben.

»Wurden Sie denn gesehen?«

»Nein, John, nicht genau. Man sprach von einem Monster mit gelben Augen. Ich wäre darauf sowieso noch zurückgekommen, denn dieses Monster kannst du auch in der Ausstellung besichtigen. Dort steht es. Es ist gewissermaßen der Star. Die Menschen schauen es sich an und schaudern bei seinem Anblick natürlich zusammen.«

»Hat Dagmar es auch gesehen?«

»Natürlich.«

»Was sagt sie?«

Ich hörte Harry wieder lachen. »Das war eine gute Frage, die nicht so leicht zu beantworten ist. Dagmar hat die Ausstellung natürlich besucht, und hat sich besonders um diesen Vampir mit den gelben Augen gekümmert. Er ist ja das Prunkstück. Sie ist der Meinung, dass er einiges von dem Monster des Professor Frankenstein hat.«

»Wie kommt sie denn darauf?«

»Ganz einfach. Sie glaubt nicht, dass er echt ist. Sie sagte mir, dass er ihr künstlich vorkommt. Zusammengesetzt aus mehreren Teilen. Ein künstliches und trotzdem existierendes Geschöpf, wie es eben Frankensteins Monster gewesen ist. Aber ein Geschöpf, das sich bewegen kann. Das lebt, verstehst du?«

»Nicht genau, denn ich denke mir, dass in der Ausstellung keine echten Vampire zu finden sind.«

»Das hoffe ich auch. Bis auf den einen, der in der Nacht die Ausstellung verlässt und auf Blutsuche geht. Bisher fühlen sich die Menschen nur verfolgt. Er scheint noch nicht das richtige Opfer gefunden zu haben, aber das kann sich ändern.«

Ich hatte natürlich noch eine Frage. »Kannst du mir sagen, wer diese Ausstellung ins Leben gerufen hat? Erzähle mir nur nicht, dass es die Freunde der Vampire gewesen sind oder so ähnlich.«

»Dahinter steht eine private Initiative. Mehr ist mir auch nicht bekannt.«

»Aber du hast an Mallmann gedacht - oder?«

»Das habe ich tatsächlich.«

»Und?«

»Bisher weist nichts darauf hin.«

»Okay, wenn das so ist...«

Er unterbrach mich. »Soll das heißen, dass du dich um den Fall kümmern wirst?«

»Harry«, erwiderte ich stöhnend und verdrehte dabei die Augen, obwohl er es nicht sehen konnte, »habe ich dir jemals schon einen Wunsch abschlagen können?«

»Nein, hast du nicht. Jedenfalls kann ich mich nicht daran erinnern, John.«

»Eben.«

»Das heißtt, du kommst?«

»Ja, ich werde fliegen. Es tut mir persönlich auch wohl gut. Suko kann hier die Stellung halten. Wir haben zwar noch einiges in die Wege zu leiten, aber das kann auch er überneh-

men. Dafür braucht er mich nicht unbedingt.«

»Das ist toll.«

Es war förmlich zu hören, dass ihm ein Stein vom Herzen fiel, und ich beendete das Gespräch noch nicht, weil ich einige Einzelheiten erfahren wollte, die Dagmar Hansen betrafen. So interessierte mich, wo sie wohnte, und Harry erklärte mir, dass sie für mich schon ein Zimmer im Hotel bestellt hatte. Es lag in einer ruhigen Gegend direkt am Goethepark.

»Wann kannst du in Weimar sein?«

»Das weiß ich nicht, Harry. Es hängt davon ab, wie die Flieger gehen. Spätestens morgen.«

»Drücken wir uns die Daumen, dass es reicht. Und gib gut auf meine Freundin Acht, okay?«

»Ich werde mein Bestes tun.«

»Danke, dann hören wir wieder voneinander.«

Suko hatte sich die ganze Zeit über nicht gemeldet. Jetzt, als ich aufgelegt hatte, nickte er mir zu. »Das war ein langes Gespräch. Und - was ist dabei herausgekommen?«

»Das hast du doch mitgehört!«

»Du willst also nach Weimar?«

Ich zeigte auf meinen Bauch. »Ja, ich will. Und hier spüre ich, dass Harry nicht gelogen oder sich etwas eingebildet hat. Ich gehe davon aus, dass sich in dieser Stadt der Klassik einiges tut.«

»Eine Ausstellung.« Suko senkte seinen Blick. »Glaubst du auch, dass Mallmann dahinter stecken könnte?«

»Es bleibt beim Glauben, Suko. Ich will es nicht beschwören, aber ich rechne mit allem.« Ich beugte mich vor. »Mallmann sucht immer eine Chance, um seine Zeichen zu setzen und zuschlagen zu können. Außerdem ist er nicht allein. Es gibt eine, die ihm zur Seite steht.«

»Du meinst Justine Cavallo?«

»Ja. Und fern im Hintergrund lauert van Akkeren. Die Zerstörung in New York war eine Katastrophe, die die gesamte Welt

anging. Aber die drei könnten unsere persönliche Katastrophe bedeuten, wenn wir nicht Acht geben. Deshalb werde ich fahren. Und wenn sich mein Besuch in Weimar als Luftblase herausstellt, um so besser. Dann habe ich wenigstens Zeit, mir die Stätten der Klassik anzuschauen. Die sollen ja etwas Besonderes sein, und ich werde auch die Gräber von Goethe und Schiller besuchen und daran denken, dass unzählige deutsche Schüler durch das Pauken ihrer Werke schon Schweißausbrüche gehabt haben.«

»Aber du nicht - oder?«

»Ich hatte es mit einem anderen Dichter zu tun. Mit Shakespeare. Und wenn mich nicht alles täuscht, hat man ihm in Weimar im Goethepark sogar ein Denkmal errichtet.«

Suko hob die rechte Hand und winkte mir zu. »Dann bist du auf jeden Fall richtig, John ...«

Dagmar Hansen, die Frau mit den naturroten Haaren, deren Abstammung bis auf die Psychonauten zurückging und die auch noch ein drittes Auge besaß, hatte sich auf dem Bett zurückgelegt und hielt den Telefonhörer gegen ihr Ohr.

Sie sprach mit ihrem Freund Harry und schaute dabei auf das Fenster, hinter dessen Scheibe sich allmählich die Dämmerung aufbaute und einen Tag verabschiedete, der alles in allem gesehen trübe gewesen war. Hin und wieder hatte es genieselt, aber das war nicht weiter tragisch gewesen, denn diese Schauer waren immer sehr kurz gewesen.

»Das ist super, Harry, dass John kommen will.«

»Und das kann ich dir erst jetzt sagen.«

»Höre ich einen Vorwurf?«

»Sicher. Wo bist du gewesen?«

»In der Ausstellung.«

»Sehr schön.«

»Es hat sich nichts verändert.«

»Dann ist dieser Kunst-Vampir noch da?«

»Er steht am gleichen Fleck.«

Dagmar Hansen hörte ihren Freund knurren. »Das gefällt mir alles nicht, Dagmar. Das geht mir voll und ganz gegen den Strich, muss ich dir leider sagen. Ich habe gedacht, von dir noch Informationen zu bekommen, aber so sind wir weiterhin auf die Aussagen der Menschen angewiesen, die ihn angeblich gesehen haben.«

»Warte erst mal ab.«

»Ja, ja«, erwiderte er ärgerlich. »Aber du darfst nicht vergessen, dass es dabei auch um John Sinclair geht. Ich will mich auf keinen Fall blamieren und ihn grundlos aus London weglocken, wo er gebraucht wird. Auch bei denen sitzt der Schock tief ...«

»Da sprichst du was an, Harry. Was haben die Sitzungen denn ergeben?«

»Noch nichts Konkretes. Es sind Vorschläge gemacht worden, um die sich Arbeitsgruppen kümmern. Feierabend haben wir noch nicht. In einer Stunde kommen wir wieder zusammen. Da geht es dann abermals zur Sache, und das nicht zu knapp.«

»Gut, wenn etwas ist, ich melde mich. Und noch etwas.« Dagmars Stimme bekam einen weichen Klang. »Ich mag dich, Harry, und ich möchte, dass du auf dich Acht gibst.«

»Bei mir ist das kein Problem. Halte du lieber deine Augen offen.«

»Versprochen.«

Dagmar Hansen seufzte, als sie den Hörer auflegte. Beide hatten ihren Job, beide arbeiteten für die gleiche Firma, wie sie immer sagten, aber beide liebten sich auch, und sie waren nur ungern getrennt. In diesem Fall ließ sich das nicht anders regeln. Außerdem war Dagmar froh, dass aus London Unterstützung kam. Sie mochte John Sinclair. Er war ihr in der Zeit, in der sie sich kannten, zu einem guten und verlässlichen

Freund geworden.

Schwungvoll drehte sie sich um und kam auf die Füße. Für einen Moment blieb sie stehen, schüttelte den Kopf, ging ins Bad, schaltete dort das Licht ein und betrachtete sich im Spiegel.

Sie sah etwas blass aus, wie sie fand. Aber das gehörte zu ihr, denn Dagmar war, wie viele Rothaarige, ein blasser Typ, dessen Haut der Sonne nicht unbedingt ausgesetzt werden sollte. Auf ihrem Gesicht verteilten sich zahlreiche Sommersprossen. Dagmar sah recht gut aus, sie war eine patente Frau, die mitten im Leben stand, aber sie war keine Schönheit, wie sie in Hochglanz-Magazinen abgelichtet sind. Ein offenes Gesicht mit grünen Augen, die manchmal so verhangen blickten konnten, wie auch jetzt, denn sie fühlte sich müde, obwohl sie mehr als eine Stunde gelegen hatte. Aber lange über das Weimarer Pflaster zu laufen, war nicht jedermanns Sache. Besonders dann nicht, wenn keine Erfolge erreicht wurden, denn einen Vampir hatte sie nicht zu Gesicht bekommen, und selbst in den düstersten Ecken der Stadt war alles normal gewesen.

Die Müdigkeit wollte sie durch eine Dusche vertreiben. So viel Zeit musste sein. Das Duschen brachte Dagmar schnell hinter sich. Sie hatte das Radio angestellt, das in den Fernseher integriert war, und hörte die Nachrichten auch im Bad.

Natürlich drehten sie sich um die beiden Katastrophen in New York und Washington. Diese Meldungen würden auch in den nächsten Wochen und Monaten nicht aus den Nachrichten verschwinden, und sie bekam eine Gänsehaut, wenn sie daran dachte, was noch alles auf die Welt zukommen konnte, wenn diese hirnverbrannten Teufel durchdrehten.

Sie spürte auch die Gänsehaut auf ihrem nackten Rücken, griff zum Badetuch und trocknete sich schnell ab. Die Haare hatte sie sich nicht gewaschen, sie waren durch eine Haube vor dem Wasser geschützt gewesen.

Für die Jahreszeit war es schon kühl, und so entschied sich Dagmar für eine dunkle Wolljacke, die sie über ihr Oberteil streifte. Die samtige Jeanshose war ebenfalls dunkel, und ihre sportlichen Schuhe besaßen dicke Sohlen.

Sie kämmte noch mal kurz die nie zu bändigenden Haare, steckte sie im Nacken fest, verließ ihr Zimmer und fuhr nach unten.

Sie verspürte ein leichtes Hungergefühl und hätte in der Schänke des Hotels etwas zu sich nehmen können, aber das verschob sie auf später. Sie wollte ihren Gang durch die Stadt fortsetzen. Inzwischen hatte sie erfahren, dass John Sinclair erst am nächsten Tag eintreffen würde, und so konnte sie an diesem Abend noch mal allein durch Weimar bummeln.

Der Bau, in dem die Ausstellung zu besichtigen war, lag nicht weit vom Hotel entfernt. Überhaupt konnte man in Weimar sehr viel zu Fuß erreichen, auch den Hauptfriedhof und den Goethepark.

Unter dem Vordach des Hotels blieb sie stehen und ließ sich vom Licht bescheinen. Einige Fahrzeuge standen am Straßenrand. Dunkle Limousinen, die ihr plötzlich wie Totenfahrzeuge vorkamen, um Nachschub für die Blutsauger zu transportieren.

Sie lächelte über sich selbst, als sie daran dachte. Ein Portier grüßte sie freundlich und erkundigte sich, ob er ihr behilflich sein könnte, doch Dagmar lehnte ab. Sie hatte ihren eigenen Kopf und wollte auch ihren eigenen Weg gehen.

Die Ausstellung war um diese Zeit schon geschlossen. Trotzdem trieb es sie wieder dorthin. Den genauen Grund konnte sie nicht sagen, sie gehorchte einfach ihrem Gefühl.

Das Haus, in dem die Ausstellung stattfand, war recht alt. Es lag auch nicht direkt an der Straße, sondern in einem kleinen Hinterhof. Wobei das Gelände der Universität gehörte und sie in der Nähe sogar das Schild Mensa gelesen hatte.

Touristen sind immer in Weimar. Dafür ist die Stadt in der Welt viel zu bekannt, doch nicht alle Touristen blieben auch

über Nacht. Wenn sich der Tag dem Ende zuneigte, verließen die Busse wie schnaufende Ungeheuer die Stadt. Beladen mit Schaulustigen, die sich in der Zwischenzeit mit viel Wissen und Informationen vollgepumpt hatten.

Auch der normale Autoverkehr erlahmte allmählich, und in die Innenstadt kam sowieso niemand hinein. Die Schillerstraße bis hin zum Theaterplatz und auch noch ein Stück weiter blieb den Fußgängern vorbehalten.

Die Psychonautin kannte sich mittlerweile aus. So wusste sie von einer Abkürzung, die sie nahm und die nur Fußgängern vorbehalten war. Ihre Füße bewegten sich über das alte Kopfsteinpflaster hin, und aufgrund der dicken Sohlen waren ihre Schritte kaum zu hören. Dicke Hauswände hielten die meisten Verkehrsgeräusche ab, und so hörte Dagmar sogar das sanfte Rauschen der Blätter, wenn sie durch einen Windstoß bewegt wurden.

Sie hatte die Hände in die Taschen ihrer Jacke geschoben und ging von Lichtquelle zu Lichtquelle. Der warme Schein drang aus Fenstern oder wurde von Straßenlaternen abgegeben, die auch vor langen Jahren hätten gesetzt werden können.

Es war ein romantisches Fußweg. Es würde noch stiller werden, erst dann konnte man die Stadt richtig genießen, was Dagmar auch gern getan hätte, wäre da nicht dieser Kunst-Vampir gewesen.

Als sie an ihn dachte, kam sofort die Erinnerung an sein Aussehen zurück. Er war ein Monster. Er sah zusammengeflickt aus. Ein dicker, völlig haarloser Schädel saß auf einem mächtigen Körper, aber man konnte den Eindruck haben, dass beide nicht zusammengehörten und willkürlich zusammengesetzt waren.

Weiter vorn, wo die Gasse endete, fuhren die Autos über die Straße und in eine weitgezogene Linkskurve hinein. Bis dorthin brauchte sie nicht zu gehen. Sie landete auf einem Hof, der von vier Seiten durch Hausmauern eingeschlossen war, und

von der Einfahrt aus gesehen, musste sie nur geradeaus gehen, um die Stirnseite des Hofs zu erreichen, wo sie dann auch die Ausstellung fand.

Es war alles dunkel. Kein Licht brannte hinter den Fenstern in Parterre. Nur eine müde Laterne hing nach unten gebogen über der Tür und warf ihr gelbes Licht auf einen Teil des Pflasters.

Die Tür war verschlossen. Es steckte auch kein Schlüssel. Es hätte keinen natürlichen Grund für dieses Besuch gegeben. Einleuchtend und logisch war er nicht.

Trotzdem hatte es Dagmar hingedrängt, da hatte sie einfach ihrem Gefühl nachgegeben.

Vor der Tür blieb sie stehen. Jemand hatte sein altes Fahrrad vergessen und es an der Hauswand abgestellt. Die Fenster des Ausstellungsraums zogen sich rechts von der Tür hin. Von dort konnte man all die Gegenstände überblicken, aber in der Dunkelheit war das schlecht möglich. Dagmar interessierte sich auch nur für ein besonderes Ausstellungsstück. Da sie schon mehrmals im Raum gewesen war, wusste sie sehr genau, wo der Kunst-Vampir stand. Nicht mal weit vom Fenster entfernt.

Man konnte ihn vom zweitletzten und auch vom letzten Fenster aus sehen. Dagmar stoppte vor dem zweitletzten.

Dagmar Hansen brachte ihr Gesicht dicht an die Scheibe. Gegen die Resthelligkeit schirmte sie ihre Augen mit den angelegten Händen ab. So bekam sie den besten Blick bei diesen Bedingungen.

Zuerst sah sie nichts oder nicht viel. Es war einfach zu dunkel, aber es gab so etwas wie eine kleine Notbeleuchtung, und daran konnte sich Dagmar orientieren.

Das weiche Licht war vorhanden. Nur strahlte es an den meisten Gegenständen vorbei, aber die wenigen, die es berührte, waren schon zu erkennen. Auch das Ausstellungsstück, auf das es Dagmar ankam.

Sie sah den Vampir!

Er stand dort, wo er immer gestanden hatte. Starr, ein Mons-

rum, und von keinem anderen Ausstellungsstück abgelenkt. Der Blick des Betrachters konzentrierte sich einzig und allein auf ihn.

Dagmar Hansen war keine Frau, die sich so leicht fürchtete. Doch der Anblick dieses Monstrums jagte ihr schon einen Schauer über den Rücken. Es war zudem größer als ein normaler Mensch, und selbst in diesem schlechten Licht gab der kahle Kopf einen leichten Glanz ab.

War er tot? Lebte er? War er ein lebender Toter? War er wirklich in der Lage, die Ausstellung zu verlassen, um das nächtliche Weimar unsicher zu machen?

Es war alles möglich, wenn er denn zu den Blutsaugern gehörte. Doch den Beweis war er ihr bisher schuldig geblieben. Den musste sie sich selbst holen.

Sie ließ den Kunst-Vampir nicht aus den Augen, denn sie hatte einfach das Gefühl, dass bald etwas passieren musste.

Es passierte auch etwas. Allerdings hinter ihr. Die Person musste auch weiche Sohlen unter den Schuhen haben, denn Dagmar nahm sie erst wahr, als sie dicht bei ihr war und sich räusperte.

Blitzschnell fuhr die rothaarige Frau herum. Diese Bewegung hatte auch den Mann erschreckt, der so starr auf dem Fleck stand, als hätte man ihn angenagelt.

»He, nicht so stürmisch, junge Frau ...«

»Entschuldigen Sie, aber ich habe Sie nicht gesehen und erst sehr spät gehört.«

»Dabei wollte ich nicht mal schleichen, sondern nur mein Rad abholen, das hier steht.«

Dagmar musste lachen. Sie war auch erleichtert. In dieser Lage traf sie jede Überraschung doppelt so stark.

Der Mann war schon älter. Er ging bestimmt auf die siebzig zu. Er trug eine verschlissene Lederjacke, was im Licht der Außenlampe zu sehen war, ging jetzt zu seinem Rad und umfasste mit beiden Händen die Griffe der Lenkstange. Er zog

das Rad von der Hauswand weg, stieg aber noch nicht auf, sondern nickte zum Gebäude und meinte: »Ganz schön schaurig, was da zusammengetragen wurde.«

»Das können Sie laut sagen. Waren Sie denn schon in der Ausstellung?«

Er warf den Kopf zurück und lachte. »Nein, war ich noch nicht. Dazu habe ich auch keine Lust. Ich mag so etwas nicht. Außerdem glaube ich nicht an Vampire. Sie denn?«

Dagmar hob die Schultern. »Es kommt darauf an.«

»Abends hat die Ausstellung geschlossen.« Er ging gar nicht auf ihre Antwort ein.

»Ich weiß.«

»Trotzdem sind Sie hier?«

»Mich interessiert eben, was hier in der Stadt alles so abläuft. Dazu gehört auch die Ausstellung. Und in der Dunkelheit sieht alles noch schauriger aus.«

»Da haben Sie Recht, junge Frau. Aber wie ich schon sagte, für mich ist das nichts.« Er schaute kurz gegen den Himmel und schnüffelte. »Ich denke, dass es sobald keinen Regen geben wird. Dann will ich mich mal auf die Reifen machen.«

»Tschüss.«

»Danke, schönen Abend.« Er stieg auf seinen alten Drahtesel und fuhr holpernd über das Pflaster hinweg auf die Einfahrt zu.

Sie drehte sich herum, weil sie wieder einen Blick in den Raum werfen wollte. Diesmal allerdings durch das andere Fenster, denn da war auch der Blickwinkel ein anderer.

Zwei Schritte musste sie noch gehen, dann hatte sie es geschafft. Bückte sich, nahm wieder die gleiche Haltung ein, schaute in den Raum - und bewegte sich nicht von der Stelle.

Ganz ruhig. Du musst jetzt ganz ruhig bleiben!, hämmerte sie sich ein. Das kann alles ein Versehen sein.

Sie richtete sich wieder auf und schaute erneut durch das Fenster auf die Stelle, an der dieses verdammte Blutmonster aufgestellt worden war. Sie sah das Gleiche wie auch beim

ersten Hinschauen.

Die Stelle, an der es gestanden hatte, war leer ...

Beim zweiten Mal richtete sich Dagmar Hansen langsamer auf, und sie hörte sich selbst beim Atemholen zu. Ein drittes Mal würde sie nicht hinschauen, sie hatte genug gesehen, und sie merkte, dass es ihr kalt den Rücken hinabließ.

Was da passiert war, das war ungeheuerlich, nicht zu fassen. Sie drehte dem Fenster ihr Profil zu und schüttelte den Kopf. Wieso stand der Blutsauger nicht mehr dort? Hatte man ihn abgeholt?

Daran wollte Dagmar nicht glauben. Ihrer Meinung nach war er von allein verschwunden, und falls er sich nicht mehr im Haus aufhielt, dann hatte er nicht die Vordertür genommen, das hätte sie gesehen. Er hatte seine Flucht also durch eine andere Tür geschafft. Bestimmt an der Rückseite.

Dagmar wollte dort nicht unbedingt hinlaufen. Sie musste sich noch mal überzeugen und schaute der Reihe nach durch die anderen Fenster des Hauses.

Sie konnte in der Dunkelheit so gut wie nichts erkennen. Mal unterschiedlich große Konturen oder Schatten, aber keine normalen Gegenstände oder Ausstellungsstücke, die ihr etwas gesagt hätten.

Und erst recht entdeckte sie keine Gestalt, die durch den Raum schllich.

Dagmar Hansen lief zur Tür. Sie wollte sich überzeugen, dass auch tatsächlich abgeschlossen war. Ja, da ging nichts. Sie hätte sie schon aufbrechen müssen.

Ein leiser Fluch verließ ihre Lippen. Sie war keine Fantastin, sie wollte auch nicht schwarz malen, aber sie ging davon aus, dass sich der Blutsauger freie Bahn verschafft hatte und nun auf der Suche nach Beute durch das abendliche Weimar irrte.

Dagmar war nervös und aufgeregt.

Es ging ihr dabei nicht um ihre eigene Person, sie machte sich darum keine Sorgen. Für sie war es wichtiger, den Vampir zu stellen, damit er es nicht schaffte, sich satt zu trinken.

Dagmar ging einige Meter von dem Haus weg und blieb ungefähr in der Mitte des Hofes stehen. Sie schaute sich die Mauern der anderen Häuser im Hof an, aber nichts brachte sie weiter. Der Blutsauger war, sollte ihm tatsächlich die Flucht gelungen sein, verschwunden. Weg, wie aufgelöst. Als wäre er ein Nebelstreif, der in das Licht der Sonne geraten war.

Gern ging sie nicht, aber sie musste den Hof verlassen. Und sie wusste auch, dass sie so schnell nichts zu essen bekommen würde, denn jetzt galt es, den Vampir zu jagen.

Dabei schüttelte sie den Kopf, als sie an die Aufgabe dachte. Das war fast unmöglich. Weimar war kein Dorf, sondern eine historische Stadt mit vielen dunklen Ecken, Gassen und schmalen Zugängen. Auch mit Parks, Grünflächen und einem Friedhof, auf dem sich der Vampir verstecken konnte.

Ein Park lag in der Nähe. Wenn sie nicht alles täuschte, war der Blutsauger auch dort von einer Zeugin gesehen worden. Es konnte also sein, dass er diesen Weg wieder nahm.

Genau das musste sie herausfinden. Wohler wäre es ihr gewesen, einen Partner an der Seite zu haben. Doch weder John Sinclair noch Harry Stahl konnte sie herbeizaubern.

Nach einem letzten Blick zurück verließ Dagmar Hansen mit schnellen Schritten den Hof, erreichte wieder die Gasse und drehte dort den Kopf in beide Richtungen.

Natürlich war sie leer. So viel Glück konnte man einfach nicht haben, obwohl sie sich auch sagte, dass es vielleicht nicht gut gewesen wäre, mit einem derartigen Monstrum zusammenzutreffen oder in dessen Hinterhalt zu geraten.

Dagmar Hansen war mit einer Pistole bewaffnet, deren Magazin geweihte Silberkugeln enthielt. John Sinclair sorgte für Nachschub, und er bekam die Kugeln von Father Ignatius

aus Rom, wo der Chef der Weißen Macht seinen Sitz hatte.

Als sie den Beginn der Gasse erreichte und wieder die normal befahrene Straße sah, da kam sie sich vor wie ins richtige Leben zurückgekehrt, aber sie wusste auch, dass sie sehr bald woanders hingehen würde. Hinein in den nahen Park an der Inn. Sie hatte einfach das Gefühl, dass sie dort weiterkam. Zwar herrschte kein warmer Sommerwetter mehr, aber es gab immer wieder Menschen, die bei jedem Wetter und auch in der Dunkelheit durch den Park spazierten oder ihn einfach nur als Abkürzung für ihren Weg sahen. Dort hatte der Blutsauger dann alle Chancen.

Sie nahm den Weg, den sie kannte, und sah bald wieder ihr Hotel direkt am Park, der auch Goethepark genannt wurde. Bevor sie das eigentliche Areal betrat, musste sie eine Fläche überqueren, die sehr gepflegt wurde und wo ein Künstler ein Werk hinterlassen hatte, das zwei hohe Steinstühle zeigte, die sich gegenüberstanden. So sollten sich Oxident und Orient begegnen, hatte er sich gedacht.

Der Himmel über ihr klarte allmählich auf. Vereinzelt sah sie an verschiedenen Stellen Sterne blinken. Sie schritt über den Kies hinweg, lauschte dem Knirschen der Steine und hatte endlich den Eingang des normalen Parks erreicht.

Dort blieb sie erst mal stehen und schaute nach vorn. Sie wollte sich zurechtfinden. Sie sah die Wege, aber sie merkte auch sehr bald, dass sie wie graue breite Fäden in der Dunkelheit verschwanden.

Langsam ging sie weiter, wurde von Bäumen und Hecken umschlossen und hatte das Gefühl, in eine Totenstille hineinzulaufen, was aber so nicht stimmte, denn es gab Geräusche in der Nacht, die von irgendwelchen Tieren verursacht wurden, die sich selbst nicht zeigten. Der frische Abendwind war auf ihrem Gesicht zu spüren und zu hören, wenn er mit dem Laub der Bäume spielte, das sich allmählich zu verfärben begann und in ein paar Wochen auf dem Boden liegen würde.

Schritt für Schritt drang sie tiefer in den Park ein, ohne jedoch einen Erfolg zu erreichen. Mittlerweile fühlte sie sich als Teil der Umgebung. Sie hatte sich an vieles gewöhnt. So war sie auch in der Lage, gut zu hören, und tatsächlich war sie nicht der einzige Mensch, der sich durch den Park bewegte.

Stimmen drangen an ihre Ohren. Nicht weit entfernt bewegten sich Menschen. Sie hörte auch die knirschenden Tritte und dann das heftige Lachen einer Frau, das allerdings nicht gut klang, eher abwertend und sehr negativ.

Dagmar hatte mittlerweile die Ruine des Tempelhauses erreicht, die aussah wie eine riesige Bogentür, die man einfach in die Landschaft hineingestellt hatte, ohne nach einer Verbindung zu einem übrigen Mauerwerk zu suchen. Neben dem rechten Pfosten blieb Dagmar stehen und merkte, dass die Stimmen deutlicher wurden. Noch klangen sie in ihrem Rücken auf, sehr bald schon hallten sie durch die Ruine, und sie hörte auch die Schritte.

Einen Moment später sah sie das Paar, als die beiden die Ruine verlassen hatten.

Sie gingen nicht Hand in Hand, sondern nebeneinander und hatten sich die Gesichter zugeschlagen. Beide gestikulierten, beschimpften sich, und die Frau schrie plötzlich zwei Worte, die wie ein Befehl klangen.

»Bleib endlich stehen!«

»Bitte, wie du willst.« Der Mann drehte sich lässig zu ihr um. Er trug einen halblangen Mantel, darunter einen Anzug, Schlips und Hemd. Selbst in der Dunkelheit sah Dagmar sein spöttisches Lächeln, was die Frau bestimmt noch höher auf die Palme brachte.

Sie stand vor ihm. Sie zitterte vom Kopf bis zu den Füßen, so erregt war sie.

»Ich will jetzt endlich von dir wissen, ob du mich betrogen hast!«, fuhr sie ihn zischend an. »Verdammt noch mal, ich lasse mich nicht für dumm verkaufen. Zehn Jahre lebe ich mit

dir zusammen, und immer war dieses verdammte Misstrauen, das ich ...«

»Hör doch auf, Anita. Hör endlich auf damit!«

»Hast du mich betrogen oder nicht?«

»Und wenn es so wäre?«, fragte er spöttisch.

Anita schnappte nach Luft. »Dann ... dann ... weiß ich nicht, was ich mache.«

»Reg dich ab!«

Das wollte sie nicht. »Du ... du ... hast mich betrogen, nicht wahr? Du hast es getan, und ich ...«

»Sei ruhig.«

»Nein, will ich nicht!«

Eine verächtliche Handbewegung zielte auf die Frau. »Ach, leck mich doch kreuzweise. Ich will meine Ruhe haben. Verstehe das endlich. Geh zu deiner komischen Mutter ...«

Er sagte nichts mehr, sondern machte auf dem Absatz kehrt und verschwand mit langen Schritten. Schon kurze Zeit später hatte ihn die Dunkelheit verschluckt, und selbst seine Schritte waren nicht mehr zu hören.

Von diesem Handeln war Anita wohl völlig überrascht worden. Sie konnte nichts mehr sagen. Sie stand da, schaute ihm hinterher, schüttelte den Kopf, fluchte und weinte in einem. Sie war wütend und sauer. Zugleich auch aufgebracht, hatte die Hände zu Fäusten geballt und schlug damit durch die Luft.

Dagmar Hansen war bisher noch nicht entdeckt worden. Sie wusste nicht, wie sie sich verhalten sollte. Die Frau ansprechen, versuchen, sie zu trösten?

Okay, das konnte klappen. Es konnte aber auch ins Gegenteil umschlagen, und während sie noch überlegte, wurde ihr das Heft des Handelns aus der Hand genommen.

»Du Scheißkerl! Du verdammter Scheißkerl!«, schrie die Frau ihrem Ehemann nach. »Du ... du ...« Ihre Stimme erstickte, aber es war mit ihrer Wut noch nicht vorbei. Sie trampelte mit dem rechten Fuß auf den Boden, dann drehte sie sich auf

der Stelle rum und rannte los. Sie stürzte in die Dunkelheit hinein, bevor Dagmar reagieren und ihr nachlaufen konnte.

Nur lief sie in eine andere Richtung als ihr Mann. Ihr Weg führte sie in die Tiefe des Parks hinein, und sehr schnell wurde sie von der finsternen Umgebung verschluckt.

Dagmar ging ebenfalls weiter. Sie schüttelte den Kopf. Eigentlich war sie auf der Suche nach einem Vampir gewesen. Dass sie dabei ein Ehedrama erleben würde, das hätte sie nun wirklich nicht gedacht.

Im Park griff wieder die Stille um sich. Das heißt, es waren nur die normalen Geräusche zu hören und das etwas entfernte Rauschen, das der Verkehr mit sich brachte.

Dagmar überlegte, welchen Weg sie am besten gehen sollte, und war damit noch beschäftigt, als sie einen gellenden Schrei hörte. Er klang aus der Richtung, in die Anita gelaufen war.

Dagmar Hansen verlor keine Sekunde und rannte los ...

Dagmar wusste nicht, wohin sie laufen sollte. Sie kannte nur die Richtung, das war alles, und sie musste vor allen Dingen darauf achten, sich nicht zu vertreten, denn der Boden war nicht besonders eben. Er wurde erst später besser, wenn die Wege anfingen, die sich zahlreich durch das Gelände schlängelten.

Die Frau hatte nur ein Mal kurz geschrüen. Ein zweites Mal hatte Dagmar ihre Stimme nicht gehört. Das allerdings musste nichts besagen. Es gab genügend Gelegenheiten, wie ein Schrei zu ersticken war.

Noch sah sie keinen Weg. Sie lief über einen breiten freien Teil des Parkgeländes und musste dann kurz abstoppen, um sich zu orientieren, denn in der Dunkelheit sah es aus, als würde sie gegen eine Wand laufen.

Es waren nur die Büsche, die sie aufgehalten hatten. Aber es

führte ein Weg hindurch, und der war nicht mal eng. Sogar so breit wie eine Gasse in der Stadt.

Sie lief hinein.

Es kam ihr niemand entgegen. Auch wenn der Schrei von anderen Personen gehört worden war, keiner schaute nach, und so war Dagmar Hansen die einzige Person, die an dieser Stelle durch den Park huschte.

Da sie nicht nur zu Boden sah, fiel ihr auf, dass weit vor ihr etwas schimmerte, nur ein schmaler Streifen, der auch tiefer lag. Sie brauchte nicht lange zu raten, was dieses Schimmern zu bedeuten hatte. Der Park trug den Namen des Flusses, der ihn durchquerte. Es war also die Inn, die durch ihr schmales Bett trieb und von Buschwerk flankiert wurde.

Auch sie hatte Schutz unter den Dächern der Eichen und Platanen gefunden. Kastanien hatten bereits erste Früchte verloren, gegen die sie trat.

Sie ging in den nächsten Sekunden nicht mehr weiter, sondern lauschte nur auf die eigenen heftigen Atemstöße. Irgendwo musste die Frau zu finden sein, aber in der Finsternis waren Bewegungen kaum auszumachen. Von ihrem Standort aus konnte sie in den tieferen Teil des Parks schauen, der dort wie eine kleine Landschaft wirkte, denn es gab Felsen und sogar einen schmalen Hohlweg, der hindurchführte. An der anderen Seite der Felsen glaubte sie, die Umrisse einer Treppe zu sehen. Allerdings war sie sich nicht sicher.

Eine Treppe gab es auch in ihrer Nähe. Als sie etwas zur Seite gegangen war, sah sie deren Beginn. Sie führte an einem recht großen Denkmal vorbei, das dem Dichter Shakespeare zu Ehren errichtet worden war. Die Gestalt sah sehr mächtig aus und wirkte selbst im Dunkeln imposant.

Auch am Sockel des Denkmals war die Frau nicht zu sehen. Um die Figur herum war reichlich Platz vorhanden. Der Weg führte erst an der linken Seite weiter und wurde dort schmäler, als er sich zwischen die beiden Felsen hineindrückte.

Dagmar hätte jetzt umkehren können, weil nichts zu sehen war, doch ihr Gefühl riet ihr davon ab. Sie hätte sich nur Vorwürfe gemacht. Außerdem war sie auf der Suche nach dem Blutsauger, und wenn sie ihn traf, würde sie ihn erschießen. Das hätte sie schon bei ihren Besuchen in der Ausstellung so handhaben sollen. Einfach eine Kugel in den Kopf und fertig.

Auf ihre Fähigkeiten als Psychonautin konnte sich Dagmar in diesen Momenten nicht verlassen. Es war keine so große Stresslage für sie, als dass sie ihr drittes Auge hätte einsetzen müssen. Außerdem befand sie sich nicht in unmittelbarer Gefahr.

Natürlich ärgerte sie sich, weil sie keine Lampe bei sich trug. So musste sie sich weiterhin auf ihre Augen verlassen, was nicht tragisch war, denn hier oben kam sie mit der Dunkelheit ganz gut zurecht und sah auch den Beginn der Treppe, die auf dem freien Platz am Denkmal endete. Sie stieg die Steinstufen hinab und sah links von sich den mächtigen Schatten des Denkmals.

Der große englische Dichterfürst schaute nicht auf sie herab, sondern über sie hinweg. Sein Blick schweifte in die Ferne. Er war nicht so profan, sich nur um die Menschen kümmern zu wollen, und schien im Nirgendwo sein Ziel zu suchen.

Die Inn floss rechts von ihr. Und ihr Bett lag noch etwas tiefer. Eine Stimme in ihr sagte, dass sie den schmalen Fluss nicht außer Acht lassen sollte, zuvor allerdings schaute sie sich in ihrer Nähe um.

Sie entdeckte die beiden Felsen mit dem schmalen Weg dazwischen. Dahinter führte in engen Windungen und Wendeln eine zweite Treppe wieder in die Höhe. Am Ende war dann das normale Niveau erreicht.

Hier unten hielt sich kein Mensch auf. Vom Ort her waren die Verkehrsgeräusche nur wie nebenbei zu hören. Jenseits der Inn stand auf einem kleinen Hügel Goethes Gartenhaus, in dem er vor dem Einzug in die Stadtwohnung gelebt hatte.

An die große Historie dachte Dagmar nur nebenbei. Die Frau mit dem Namen Anita war wichtiger für sie. Sie musste gefunden werden; hoffentlich nicht als Mensch, der sein Blut verloren hatte.

Dagmar suchte sich ein neues Ziel aus. Es war nicht der Weg hinab zum Flussufer. Sie blieb in der linken Richtung und interessierte sich für den düsteren Durchgang zwischen den beiden Felsen. Dort konnte jemand versteckt gehalten und auch leicht überfallen werden.

Die Stelle war wirklich so schmal, dass nur eine Person hindurchpasste.

Die Spaziergänger schritten hintereinander her, aber bei Dagmar war das kein Problem. Sie war allein und brauchte auf keinen Rücksicht zu nehmen.

Den Eingang hatte sie noch nicht erreicht, als sie wieder einen Schrei hörte.

Er war diesmal nicht laut. Eher jämmerlich. Und es war ebenfalls der Schrei einer Frau.

Sofort blieb Dagmar stehen. Sie merkte das Zittern am gesamten Körper. Plötzlich hatte sie das Gefühl, dicht vor einer Entscheidung zu stehen.

Langsam drehte sie sich nach rechts.

Dort wuchsen die Laubbäume in die Höhe. Dort ballte sich auch Gestrüpp zusammen und von dieser Stelle aus konnte man sehr schnell den schmalen Fluss erreichen.

Sie ging so weit vor, bis sie das Gebüsch erreichte und meldete sich dann zum ersten Mal.

»Anita ...?«

Eine Antwort erhielt sie nicht.

»Bitte, Anita, ich ...«

Jetzt war es kein Schrei mehr, sondern ein Stöhnen, das ihre Ohren erreichte. Diesmal hatte Dagmar Hansen gut aufgepasst. Sie wusste sofort, wohin sie sich zu wenden hatte, und ihr war auch klar, dass sie nicht mal bis zum Fluss durchlaufen musste.

Der Pflanzengürtel war nicht so dicht wie er gewirkt hatte. Sie räumte die Hindernisse leicht zur Seite, trat dann auf den weichen Boden, der feucht schimmerte, und sie sah auch, dass der Weg bergab dem Ufer entgegenführte.

Es wuchs Gras. Kleine Büsche klammerten sich an größeren Sträuchern fest, aber es gab keine unüberwindbaren Hindernisse. Völlig finster war es zudem auch nicht. Von irgendwoher fiel immer ein Lichtschein, denn im Park verteilten sich auch einige Laternen.

»Anita ...?«

»Ich bin hier!«

Endlich eine Antwort. Aber wie jämmerlich war sie gewesen! Das Herz der Psychonautin schlug plötzlich schneller. Sie hörte das Dröhnen sogar in ihrem Kopf, und dann gab es für sie kein Halten mehr. Im Moment waren auch die Gedanken an den Vampir aus ihrem Kopf verschwunden, und sie dachte nur an den klagenden Laut der Frau.

Dagmar Hansen brauchte nur wenige Schritte zu laufen, dann bemerkte sie die Bewegung nahe des Wassers. Das Gelände senkte sich zum Flussufer hin. Je näher sie ihm kam, um so feuchter wurde der Boden.

Die Frau mit dem Namen Anita lag auf dem Boden. Sie versuchte, sich aufzurichten, was ihr sehr schwer fiel, denn immer wieder rutschte sie ab und musste es erneut versuchen.

Dagmar hüttete sich davor, zu schnell einzugreifen. Die Vorsicht war bei ihr nicht verschwunden. Angespannt suchte sie die Umgebung ab, ob es irgendwo jemand gab, der nur darauf wartete, dass sie unachtsam wurde.

Da war nichts zu erkennen. Auf der anderen Seite war die Dunkelheit auch ein zu guter Schutz. Sie wollte einfach nicht glauben, dass der Unhold aufgegeben hatte, denn für sie kam einfach kein anderer Angreifer infrage, als die Gestalt, die aus dem Ausstellungsraum verschwunden war.

Als Anita einen erneuten Versuch unternahm, sich aufzurich-

ten, war Dagmar bei ihr und griff zu. Im ersten Moment wollte die Frau losshreien, dann aber sah sie, dass es ein normaler Mensch war, der sie festhielt und half, sie auf die Beine zu ziehen.

»Okay, Sie brauchen keine Angst mehr zu haben. Ich helfe Ihnen. Vertrauen Sie mir.«

Eine normale Antwort bekam sie nicht. Nur scharfe Atemzüge drangen ihr entgegen. Zum Glück hatte Anita begriffen und wehrte sich nicht. Sie ließ sich hochhelfen, und schon jetzt sah Dagmar, dass sie angegriffen worden war, denn ihr Gesicht zeigte die Spuren einer derartigen Attacke. Es blutete. Die Haut war aufgerissen, und die dunkle Flüssigkeit gab ein feuchtes Schimmern ab.

Dagmar fasste sie unter. Sie wollte weg aus der Nähe des Flusses.

»Können Sie gehen?«

»Ja.«

»Dann versuchen wir es.«

Allein ließ Dagmar die Frau nicht laufen. Sie hielt sie gepackt und schob sie neben sich her dem normalen Gelände entgegen, wo es auch etwas heller war, denn nicht allzu weit entfernt stand eine Laterne. Da wollte Dagmar nicht hin. Ihr Ziel war eine Bank ohne Rückenlehne, die unterhalb des Denkmals ihren Platz gefunden hatte. Dort konnten sie sich in Ruhe unterhalten.

Anita war froh, auf der Bank Platz nehmen zu können. Sie begann zu weinen, und sie fuhr mit den Händen durch ihr blutiges Gesicht.

Es war nicht zu erkennen, woher die Wunden stammten. Sie hätte sie sich auch durch die Dornen an irgendwelchen Büschen zuziehen können, aber daran glaubte Dagmar nicht. Diese Frau war aus dem Hinterhalt angegriffen worden.

Beim Aufstehen hatte sie sogar noch ihre Handtasche mitgenommen. Der lange Riemen war um ihren Arm verhakt

gewesen, und diese Tasche öffnete die Frau jetzt.

Mit zitternden Händen holte sie ein Taschentuch hervor und tupfte damit ihr Gesicht ab. Dabei schluchzte sie, weinte, schüttelte den Kopf. Dagmar Hansen war sensibel genug, um die Frau zunächst in Ruhe zu lassen. Sie würde später ihre Fragen stellen.

Anita war nur ein zitterndes Bündel Mensch. Der Schock des Erlebten steckte tief, aber sie wollte reden. Das tat sie, als sie das Taschentuch zusammengeknüllt wieder zurück in ihre Tasche steckte.

»Es war so schrecklich«, flüsterte sie. »Plötzlich war er da. Ich habe ihn nicht gesehen.«

»Möchten Sie jetzt darüber reden?«

Die Frau drehte den Kopf. Sie schaute Dagmar ins Gesicht und nickte. »Das will ich. Ich heiße Anita Köhler.«

»Dagmar Hansen.«

Anita zeigte so etwas wie ein Lächeln, bevor sie fragte: »Haben Sie ihn auch gesehen?«

»Leider nicht.«

»Aber Sie glauben mir?«

»Sicher.« Dagmar nickte. »Auch wenn ich ihn nicht gesehen habe, weiß ich doch, dass es ihn gibt. Jetzt sind Sie eine sehr wichtige Zeugin. Können Sie ihn beschreiben?«

Anita hob die Schultern. »Es war so dunkel und ...«

Dagmar legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Sie brauchen jetzt nichts zu sagen, wenn Sie nicht wollen. Außerdem ist es ebenso wichtig, dass man sich um Ihre Verletzungen kümmert. Das wird am besten ein Fachmann übernehmen und ...«

»Es ist ja nicht so schlimm. Er hat es nicht geschafft. Er ist dann verschwunden. Es brennt nur so schlimm.« Sie deutete mit beiden Händen nach vorn. »Ich habe ihn gar nicht gesehen. Ich weiß auch nicht, woher er gekommen ist. Er war plötzlich da. Er packte mich und stieß mich vom Weg auf das Gelände zu. Dann riss er mich zu Boden, und ich konnte nichts dagegen

tun. Er warf sich auf mich, ich fiel zu Boden, und dann wurde es schrecklich.«

Dagmar nahm Anitas Hand. »Was ist dann noch passiert? Haben Sie ihn erkennen können?«

Anita Köhler schwieg einen Moment. Dann fragte sie mit leiser Stimme: »Erkennen ...? Ja, ich habe etwas erkennen können, aber es war grauenhaft. Das ... das ... ist kein Mensch gewesen. So sehen nur Monster aus.«

Dagmar wartete einen Moment, bevor sie die nächste Frage stellte. »Ist Ihnen bei ihm etwas besonders aufgefallen?«

»Ja, das Gesicht. Es ... es ... war so anders. Ich hatte das Gefühl, als würde es glühen. Gelbe Augen. Wie bei einem Tier. Solche habe ich noch nie zuvor gesehen. Gelbe Augen und ein Maul mit großen Zähnen oben. Sie waren spitz, und sie haben versucht, mich zu beißen. Sie wollten in mein Gesicht oder in meinen Hals hauen, das habe ich alles noch mitbekommen.«

»Hat er es denn geschafft?«, fragte Dagmar, während sie sich zugleich den Hals der Frau so gut wie möglich anschauten.

»Nein, nicht richtig, glaube ich. Das hat er nicht geschafft. Ich habe mich gewehrt, habe geschlagen und getreten, aber ich bin dann doch zu schwach gewesen. Dann warf er mich einfach hin. Er schleuderte mich zu Boden, und ich kam nicht mehr richtig hoch. Bis Sie bei mir waren, Dagmar. Dann wurde alles gut.«

»Ja, das denke ich auch. Sie haben es überstanden, Anita. Nun wüsste ich gern, ob Sie gesehen haben, in welche Richtung der Angreifer geflohen ist.«

»Nein, das habe ich nicht. Er war plötzlich weg. Einfach so. Er huschte zur Seite. Der war wie ein Schatten und kaum zu hören. Das kam mir vor, als könnte er fliegen, so schnell ist er gewesen.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß noch immer nicht, wie so einer überhaupt eben kann. Das ist mir unerklärlich. Da komme ich nicht mit.« Sie legte den Kopf zurück und holte tief Luft, schloss die Augen und sagte nichts mehr.

Dagmar schaute sie von der Seite an. Sie schätzte das Alter der Frau auf knapp unter vierzig. Auf ihrem Gesicht war das Blut schon teilweise verkrustet. Die Wunden waren nicht so tief eingerissen worden. Trotzdem war es besser, wenn sich die Frau in ärztliche Behandlung begab, das riet ihr Dagmar wieder.

»Nein, ich will nicht ins Krankenhaus.«

»Nur ambulant. Ich werde Sie gern hinbringen.«

»Ich muss nach Hause.«

»Zu Ihrem Mann?«

Da hatte Dagmar das richtige Thema angesprochen, denn für einen Moment war die Attacke vergessen. Anita Köhler legte den Kopf zurück, und aus ihrem Mund drang ein scharfes Lachen.

»Mein Mann ist ein Schwein. Er hat mich betrogen, und das nicht nur einmal. Immer und immer wieder. Ich habe ihm das auch gesagt, und er hat es nicht abgestritten. Wenn ich zurückkehre, dann muss ich ihn sehen. Aber ich will ihn nicht mehr sehen. Er soll sich zum Teufel scheren und zu seinen Weibern ziehen. Ich will einfach nur in Ruhe gelassen werden, das ist alles.«

»Einverstanden, Anita, wir werden gemeinsam eine Lösung finden. Aber Ihre Verletzungen müssen behandelt werden. Sie können sich unter Umständen eine Infektion holen, und ich denke, dass dies keine von uns beiden will.«

»Das nicht.«

»Dann kommen Sie!«

Dagmar Hansen stand vor Anita Köhler auf. Automatisch drehte sie ihren Kopf, um die Umgebung abzusuchen. Bisher hatten sie allein auf der Bank gesessen. Es war in dieser Zeit auch niemand an ihrer Bank vorbeigegangen. In dieser Nacht schienen die Spaziergänger den Park zu meiden.

Mühsam und mit Dagmars Unterstützung zog sich die Frau in die Höhe. Zitternd blieb sie stehen. Dies übertrug sich auch auf

ihr Gesicht, denn der Mund zuckte ebenfalls, aber sie schaffte es nicht mehr, ein Wort hervorzu bringen.

Egal, wohin sie gingen, sie mussten immer wieder eine Treppe hoch. Und bis zur anderen Seite des Parks wollte Dagmar mit ihrem Schützling nicht laufen.

Natürlich kreisten die Gedanken durch ihren Kopf, und es waren nicht eben positive. Sie dachte daran, dass ein Vampir eigentlich nicht so leicht aufgab. Er hatte plötzlich das Weite gesucht, ohne das Blut der Frau getrunken zu haben. Dagmar überlegte. War es auf sie zurückzuführen? Hatte der Blutsauger das Weite gesucht, nur weil sie erschienen war?

Sie konnte sich keinen Reim darauf machen, aber es war richtig, dass es ihn gab. Er war keine Einbildung. Die Zeugen hatten sich nicht geirrt.

»Kommen Sie, Anita.«

»Ja!« Nach diesem Wort presste sie die Lippen zusammen. Sie wollte sich nicht hängen lassen, sie brauchte auch Dagmars Hilfe nicht, aber sie ging nicht normal und humpelte, als hätte sie sich vertreten.

»Lassen Sie mich helfen ...«

Das Wort wurde Dagmar von den Lippen gerissen, denn in der folgenden Sekunde veränderte sich alles.

Der Angriff erfolgte von oben.

Irgendwo auf dem Denkmal musste die Gestalt gelauert haben. Sie ließ sich fallen, und plötzlich war alles anders. Dagmar Hansen erwischte es am Rücken. Der Aufprall war hart, und sie kam sich plötzlich vor wie ein Geschoss, das nach vorn flog, sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und der Länge nach zu Boden stürzte ...

In diesen Augenblicken arbeitete ihr Gehirn rasend schnell. Dagmar wusste, dass sie auf keinen Fall mit dem Gesicht und

damit auch mit dem Kopf aufschlagen durfte. Wenn sie bewusstlos wurde, war alles vorbei. Dann konnte der Blutsauger mit ihr machen, was er wollte. Aber sie wurde nicht bewusstlos, denn sie hatte die Hände im letzten Augenblick zum Schutz vor ihr Gesicht gerissen, und sie schaffte es auch, sich während des Falls zur Seite zu drehen, sodass sie mit ihrer rechten Schulter aufprallte und sich über sie abrollen konnte.

Jetzt hätte sie sich gewünscht, weicheren Boden unter sich zu haben, so taten ihr schon beim Aufprall einige Knochen weh. Doch ihr Widerstandswille war damit nicht gebrochen, denn sie drehte sich herum, um den Schwung auszunutzen.

Halb kam sie hoch.

Dann war der Vampir bei ihr. Er packte sie mit beiden Händen und riss sie einfach wieder um. Dagmar hatte den Eindruck, als wäre ihr der Boden unter den Füßen weggerissen worden. Für eine Weile schwebte sie in der Luft und hatte das Gefühl, sich zu entfernen.

Brutal wurde sie wieder in die Realität zurückgerissen, denn der Vampir warf sich auf sie.

Dagmar riss die Arme zum Schutz hoch, kam aber nicht durch, denn der Körper war schwer wie Stein. Plötzlich sah sie sein Gesicht aus der Nähe. Es sah einfach scheußlich aus. Der völlig haarlose Schädel, der dunkel schimmerte, die gelben Augen und natürlich das große Maul, aus dem die beiden Vampirzähne hervorstachen, die leicht nach innen gebogen waren.

Kam es zum Biss?

Dagmar wehrte sich. Sie rammte ihren Kopf nach oben. Ihre Stirn stieß gegen die kantige Nase des Monsters. Sie hörte etwas knacken und blieb nicht ruhig unter der verdammten Gestalt liegen. Sie drehte sich zur Seite, schlug zugleich gegen den Kopf der Gestalt, bekam ein Ohr zu fassen, riss daran und gab dem Monstrum keine Chance, zu beißen.

Es brüllte auf.

Dagmar nutzte den Augenblick der Wut und merkte auch, dass sich der Griff an ihren Schultern gelockert hatte. Ihre Hände lagen frei, und dann rammte sie beide in die Höhe, sodass die Fäuste das Gesicht der Gestalt trafen.

Vampire verspüren keine Schmerzen. Warum dieses Monstrum trotzdem aufschrie, war Dagmar ein Rätsel. Möglicherweise aus Wut und Hass darüber, dass es sein Opfer nicht in die Krallen bekam, um einen Biss anzusetzen.

Dagmar rammte ein Knie in die Höhe, denn es war plötzlich genügend Platz zwischen ihr und dem anderen Körper.

Was bei einem normalen Menschen kein Problem gewesen wäre, war hier nicht möglich. Der Körper war einfach zu schwer, um ihn nach hinten und aus der Reichweite zu stemmen. Er blieb in der Nähe. Er sackte auch wieder nach unten, aber da war Dagmar schon zur Seite gerollt und damit auch aus dem Griff der Bestie.

Sie kroch weg. Dabei bewegte sie sich auf allen Vieren, und aus dieser Haltung hervor schnellte sie auf die Beine.

Auch das Vampirmonster lag nicht mehr am Boden. Es war ebenfalls in die Höhe geschnellt, und plötzlich standen sich die beiden wie zwei Kämpfer gegenüber.

Zum ersten Mal bekam Dagmar genau die Bewegungsfreiheit, die sie brauchte. Sie hatte ihre Waffe nicht vergessen. Nur hatte sie keine Chance bekommen, sie zu ziehen, was sich nun änderte. Obwohl sie selbst angeschlagen war und keuchend vor der Gestalt stand, auch zitternd und leicht schwankend, war der Griff zur Waffe reine Routine. Sie zerrte die mit Silberkugeln geladene Pistole hervor. Sie wollte den Blutsauger auch nicht erst warnen, sondern sofort schießen und sein Gesicht treffen.

Sie hasste die verdammte Fratze und wunderte sich darüber, was alles in wenigen Sekunden durch den Kopf eines Menschen strömen konnte. Dagmar richtete die Mündung auf das Gesicht. Sie sah die kalten gelben Augen besonders deutlich, und ihr Zeigefinger krümmte sich am Abzug.

Genau in diesem Augenblick traf sie der Schlag gegen den Kopf. Er war so hart, dass sie die Orientierung verlor. Mit einem Mal waren auch ihre Gedanken verschwunden, und sie war nicht mehr in der Lage, das Vorhaben in die Tat umzusetzen.

Da waren plötzlich die Blitze da und auch die verdammte Dunkelheit. Die Welt um sie herum zerfloss. Sie merkte noch, dass die Waffe aus ihrer Hand rutschte, da aber schlug sie schon hart auf den Boden, und durch ihr Gehirn zuckte nur ein einziger Gedanke: Er ist nicht allein!

Dagmar Hansen wurde nicht bewusstlos. Es war ihr Glück. Zwar war auch sie mit der rechten Stirnseite gegen den Boden geschlagen und hatte die berühmten Sterne für einen Moment vor den Augen gesehen, aber mehr war nicht geschehen. Sie konnte frei atmen, sie spürte die normale Welt um sich herum, und sie dachte zugleich an die Gefahr, die von der anderen Seite gekommen war.

Es war ihr klar, dass sie aufstehen musste. Im Moment fühlte sie sich einfach nicht in der Lage. Aber der Vampir war ...

Jemand packte sie am Rücken, und damit wurden ihre Gedanken unterbrochen. Sie spürte auch den Ruck, der sie erwischte. Dann zerrten die fremden Hände sie in die Höhe, und sie glaubte nicht daran, dass es der Vampir gewesen war. Er hatte noch einen Helfer, der im Hintergrund lauerte.

Jemand riss sie wie einen Gegenstand in die Höhe und stellte sie auf die Füße. Sie wurde nicht umgedreht. Eine Hand hielt sie am Nacken fest, und dann hörte sie dicht hinter sich das scharfe und hämische Lachen.

Eine Frau?

Ja, da hatte eine Frau gelacht, und über den Körper der Psychonautin rann ein Schauer. Dass eine Frau mitspielte, daran

hatte sie nicht gedacht, aber es war ihr auch klar, dass ihre Geschlechtsgenossinnen oft schlimmer in ihren Taten sein konnten als Männer, denn sie hassten auf eine sehr persönliche Art und Weise.

Die Hand hielt sie fest, und Dagmar hatte das Gefühl, dass sie aus Eisen bestand. Sie wurde durchgeschüttelt wie irgendein Gegenstand, und sie war nicht in der Lage, sich dagegen zu wehren.

Dann drehte man sie herum.

Dagmar breitete noch die Arme aus, weil sie sich davor fürchtete, zu Boden zu fallen, aber das trat nicht ein, denn plötzlich kam sie wieder zur Ruhe.

Ein fremdes Gesicht starrte sie an. Es war tatsächlich das Gesicht einer Frau, das sich in der Dunkelheit abmalte und sich nur eine Handbreite vor ihrem befand.

Dagmar Hansen erstarrte. Sie hatte die Frau noch nie in ihrem Leben gesehen, aber der erste Blick in deren kalte Augen reichte aus, um zu erkennen, dass sie keine Gnade erwarten durfte. Selbst in der Dunkelheit wirkte die Haut hell. Das konnte auch an den sehr blonden Haaren liegen, die das Gesicht wie eine Flut umgaben.

Ein Gesicht, das schön war. Überhaupt nicht abstoßend. Perfekt, gerade geschnitten, aber es besaß auch eine gewisse Starre, die Dagmar von Menschen her kannte, die für sich einen schrecklichen Entschluss gefasst hatten.

Zwei Hände hielten sie fest. Sie lagen auf ihren Schultern, und Dagmar empfand sie wie schwere Klötze. Die Finger drückten gegen ihre Haut. In ihnen steckte eine Kraft, die Dagmar Angst einjagte.

Die Blonde sprach. »Du bist gut, das kann ich nur bestätigen. Aber du bist nicht gut genug für mich, verstehst du?«

»Nein, ich verstehe nichts. Wer sind Sie?«

»Eine Schöpferin.«

»Bitte was?«

»Ja, ich habe mitgeholfen, eine Gestalt zu erfinden, zu kreieren. Herzustellen, einen künstlichen Vampir, etwas ganz Besonderes, der zudem wahnsinnig gut drauf ist und das Blut der Menschen in Massen trinken kann.«

Das ist kein Märchen!, durchfuhr es Dagmar. Das ist keine Geschichte, die du nur träumst. Die erlebst du richtig. Mit allem, was dazugehört, verdammt noch mal. Sie ist eine ...

Plötzlich öffnete die Blonde den Mund !

Bisher hatte Dagmar nicht daran gedacht, es mit einem weiblichen Vampir zu tun zu haben, denn sie hatte dafür überhaupt keinen Grund gesehen, nun änderte sich die Lage radikal. Sie musste plötzlich umdenken und wusste nun, dass sie es mit zwei Vampiren zu tun hatte.

»Dein Blut werde ich mir holen, dein Blut!«

Es waren Sätze, die anderen Menschen vielleicht Angst gemacht hätten. Nicht so bei Dagmar. Bei ihr trat das Gegenteil ein, denn es regte sich Widerstandwille. Ihr Job hatte sie gelehrt, sich in allen Lagen zurechtzufinden, auch in Situationen wie dieser hier, und sie schüttelte den Kopf, während zugleich das Blut in ihr hochstieg und hinter der Stirn einen starken Druck abgab.

Er war nur auf eine bestimmte Stelle beschränkt. Genau dort, wo sich das dritte Auge befand. Es war eine dieser Situationen, in denen der Stress weit über das Normalmaß hinausging und sich so das Erbe der Psychonauten bemerkbar machte.

Die Blonde hatte die Drohung ausgesprochen. Sie war sicherlich bereit, sie in die Tat umzusetzen und ihre Zähne in die linke Halsseite zu schlagen, aber sie zögerte, während der Mund weiterhin offen blieb. Es bewegten sich bei ihr nur die Augen, und sie waren so verdreht, dass sie nur eine bestimmte Stelle im Gesicht der Frau fixierten.

Genau die Stirn!

Dagmar brauchte einige Sekunden, um dies zu begreifen. Sie sah dieses dritte Auge selbst nicht, aber der Druck hatte sich

noch weiter verstärkt, und sie konnte dabei sehr genau den Umriss ausmachen. Sie wusste, dass es in einer bestimmten Mischfarbe leuchtete. Es war nicht rot, nicht grün, sondern türkis, und es veränderte ihr Gesicht völlig. Ferner hatte dieses Auge eine verdammt große Kraft. Sie konnte es als Strahl einsetzen und andere Gegner vernichten.

Genau das schien die Blonde irgendwie zu spüren. Noch lagen ihre Hände auf Dagmars Schultern, aber der Griff war nicht mehr so stark. Sie merkte auch, dass die beiden Hände zitterten, als stünden sie kurz davor, von den Schultern abzuleiten.

Dagmar riss die Arme in die Höhe. Sie schlug sie über dem Kopf der Blondinen zusammen und ließ ihre Hände dann nach unten sinken. Das ging nicht mal schnell und dabei schaute sie der anderen ins Gesicht, in dem sich die Farbe des Auges als schwacher Schein widerfand.

Der Schlag traf Justine Cavallo mitten auf die Schädeldecke. Sie sackte zusammen, die Hände rutschten von den Schultern ab und plötzlich war Dagmar frei.

Es hatte so schnell geklappt, dass sie sich dessen nicht mal richtig bewusst geworden war. Erst als die Blonde zur Seite tauchte, da stellte sie fest, dass sie diesen Kampf vorläufig gewonnen hatte.

Sie wollte die Frau verfolgen, aber die Blonde war schneller. Sie stieß sich ab wie von einem Trampolin gestartet und schien beinahe durch die Luft zu fliegen.

Dann hetzte sie weg. Sie floh, ohne dass sie an einen weiteren Angriff dachte. Dagmar sah sie über den Boden sprinten und auf die schmale Passage zulaufen, durch die nur ein Mensch passte. Sie schaute sich nicht mehr um, so schnell wie möglich presste sie sich durch die Enge und war für Dagmar verschwunden.

Dagmar hatte nichts mehr getan. Sie hatte sich auch nicht gewehrt. Sie hatte einfach nur den Stress gespürt und durch ihn

das dritte Auge erhalten.

Eine Waffe. Etwas, das der Blutsaugerin Angst gemacht hatte. Etwas, mit dem sie auch nicht hatte rechnen können, denn sie hatte sich nur auf das Blut konzentriert und gedacht, leichte Beute zu haben. Das war ihr misslungen.

Dagmar Hansen blieb auf der Stelle stehen und warf den Kopf zurück. Sie musste sich einfach befreien, und das tat sie durch ein lautes Lachen, das sie gegen die Kronen der Bäume schickte. Die Gefahr war vorbei, die Sekunden, an denen ihr Leben am seidenen Faden gehangen hatte, denn die Blonde hätte sie zu einer Untoten gemacht.

Sie hob die Hände und führte die Fingerspitzen gegen ihre Stirn, an der sich noch immer das Auge abzeichnete. Eine leichte Wärme strahlte von dort ab.

Sie lächelte. Sie freute sich darüber, die Blutsaugerin so einfach in die Flucht geschlagen zu haben. Es war ihr Plus, zu den Psychonauten zu gehören.

Ein uralte Rasse hatte überlebt. Denker und Philosophen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die Rätsel der Welt zu lösen und ihre Erkenntnisse friedlich einzusetzen.

Das Alles sehende Auge, das dritte Auge. Das Zeichen der Wiedergeburt. Man sprach davon, dass auch der große Seher ein drittes Auge besessen hatte, aber ob es stimmte, war unklar. Nostradamus konnte nicht mehr gefragt werden.

Gedanken wurden durch das dritte Auge frei. Konnten in die Welt getragen werden, um Frieden zu stiften. So war es damals vorgesehen gewesen, aber nicht mehr bis zum Ende durchgeführt worden, denn auch die Psychonauten besaßen Feinde und schafften es nicht, sich zusammenzufinden. So waren und blieben sie überall auf der Welt zerstreut. Wie viele von ihnen überlebt hatten oder wiedergeboren worden waren, wusste Dagmar auch nicht. Sie war jetzt nur froh, dazugehören, denn ohne das dritte Auge wäre ihr Leben in dieser Form verwirkt gewesen.

Die Blonde war weg. Sie war wie ein Spuk erschienen und ebenso verschwunden.

Dagmar Hansen ging ein paar Schritte zur Seite und schaute an sich herab. Obwohl die Lichtverhältnisse nicht optimal waren, erkannte sie doch den Schmutz, der an ihrer Kleidung klebte, und auch ihr Gesicht würde nicht eben aussehen wie frisch gewaschen.

In den letzten Minuten hatte sie sich mit sich selbst beschäftigt. Plötzlich fiel ihr wieder ein, dass sie nicht allein war. Da gab es noch jemand, um den sie sich kümmern musste.

Zuletzt hatte Anita Köhler neben der Bank unter dem Denkmal gestanden. Da befand sie sich nicht mehr. Sie war verschwunden, gegangen, abgetaucht.

Daran mochte Dagmar nicht glauben. Es hatte ja nicht nur die Blonde gegeben, sondern noch eine andere Unperson.

Und von diesem Kunst-Vampir war ebenfalls nichts mehr zu sehen. Wie auch Anita Köhler hatte er sich in Luft aufgelöst. Dagmar wäre viel ruhiger gewesen, wenn dies tatsächlich der Fall gewesen wäre.

Aber das stimmte nicht.

Beide hatten die Gunst des Augenblicks genutzt und waren verschwunden.

Als Dagmar daran dachte, musste sie sich auf die Bank setzen, denn ihre Beine gaben nach. Sie saß da wie eine Büßerin, die Hände auf die Knie gelegt, den Blick ins Leere gerichtet. Für sie stand fest, dass der Blutsauger Anita Köhler mitgenommen hatte, und sie machte sich Vorwürfe, versagt zu haben ...

Es war schon ein komisches Gefühl gewesen, in ein Flugzeug zu steigen und loszufliegen. Nach dem Angriff der Terroristen war nichts mehr normal. Wenn ich daran dachte, wie oft ich

schon geflogen war, so konnte ich mich nicht daran erinnern, die Gesichter der Passagiere so betreten gesehen zu haben. Das änderte sich auch während des Flugs nicht, und selbst das Lächeln der Flugbegleiterinnen kam mir gequält vor.

Ich hatte strenge Kontrollen hinter mich bringen müssen. Meine Beretta befand sich nicht mehr bei mir. Der Kapitän hatte sie in Verwahrung genommen. Ich würde sie nach dem Flug zurückerobern.

Es ging alles glatt. Sichere Landung in Leipzig, und beim Aussteigen bekam ich die Beretta zurück. Großen Ärger mit dem deutschen Zoll gab es nicht, denn mein Sonderausweis wurde auch hier akzeptiert, und nach dem Auschecken holte ich den vorbestellten Leihwagen ab.

Es war ein VW Golf, ein recht schneller Flitzer, dessen Kraft ich allerdings drosseln musste, denn ich geriet in den deutschen Autobahnverkehr und damit auch in einen Stau.

Der allerdings löste sich schnell auf, denn der morgendliche Berufsverkehr hatte stark nachgelassen und war zum Teil schon vorüber.

Weimar liegt im Bundesland Thüringen. Sehr lang war die Fahrt über die Autobahn nicht, und dann war ich auch schnell in der Stadt.

Man hatte hier viel getan und nicht nur renoviert, sondern auch die Stadt gut ausgeschildert, sodass es für mich als Fremden kein Problem war, das Hotel am Goethepark zu finden.

Das neue Gebäude reihte sich gut in die Front der alten Häuser ein, obwohl es eine moderne Fassade hatte, die allerdings nicht das Alte in den Schatten stellte.

Ich wusste nicht, ob ich den Wagen noch brauchte und stellte ihn deshalb direkt vor dem Hotel ab. Man wollte mir die Reisetasche abnehmen, doch darauf konnte ich verzichten.

Es war recht früh. Wenn ich gewollt hätte, dann hätte ich noch frühstückt können, aber darauf verzichtete ich, denn ich

hatte im Flugzeug eine Kleinigkeit gegessen.

Das Zimmer war reserviert, und es lag auch bereits eine Nachricht für mich bereit.

Dagmar Hansen hatte sie hinterlassen. Ich erfuhr, dass wir uns kurz vor Mittag in der Halle treffen würden. Sie selbst war noch unterwegs, um einige Dinge zu regeln.

Der Lift brachte mich in die zweite Etage, wo mein Zimmer lag. Ein Doppelzimmer mit der üblichen Aufteilung und Einrichtung. Sehr sauber, akkurat, auch das Bad mit seinem hellen Licht, und dass der Blick durch das Fenster in eine Gasse fiel und nicht nach vorn zum Goethepark hin, störte mich überhaupt nicht.

Da ich genügend Zeit hatte, rief ich in London an, um meine Ankunft zu melden.

»Alles glatt über die Bühne gegangen?«, fragte Glenda.

»Perfekt, würde ich sagen.«

»Gut. Und wie geht es Dagmar Hansen?«

»Die habe ich noch nicht getroffen. Kannst du mich mal mit Suko verbinden?«

»Das geht nicht. Er befindet sich mit einigen Spezialisten auf Spurensicherung. Keiner will glauben, dass der verdammte Dr. Barker auf eigene Faust gehandelt hat.«

»Das kann ich nur unterstreichen. Okay, dann mach es mal gut. Ich werde mich wieder melden.«

Kaum hatte ich den Hörer aufgelegt, da schlug das Telefon an.

Ich hatte mit Dagmar Hansens Anruf gerechnet, aber es war Harry Stahl, der sich meldete.

»Du bist also schon eingetroffen.«

»Ja, wie man hört.«

»Und Dagmar ist...«

»Nicht im Hotel, wie ich hörte. Sie hat etwas zu erledigen, aber frag mich nicht, was das ist.«

»Nicht im Hotel...?«, murmelte Harry, bevor er betroffen

schwieg.

»Ja, stört es dich?«

»Allerdings.«

»Und warum?«

»Ich habe schon mit ihr gesprochen, und zwar am frühen Morgen. Da hat sie berichtet, was ihr am letzten Abend widerfahren ist. Du bist darüber nicht eingeweiht?«

»Nein.«

»Hast du jetzt Zeit?«, fragte Harry.

»Alle Zeit der Welt.«

Ich setzte mich auf den Stuhl vor dem kleinen Schreibtisch und erfuhr, dass Dagmar Hansen bereits in der vergangenen Nacht direkten Kontakt mit dem Blutsauger gehabt hatte. Es gab ihn also. Sie hatte auch versucht, eine Frau aus seinen Klauen zu befreien, aber dann hatte der Untote Hilfe erhalten, und als Harry weitersprach, bekam ich plötzlich große Ohren.

Ich ließ ihn zuerst ausreden und bat ihn dann, die Beschreibung der Frau zu wiederholen, die dem Untoten geholfen hatte.

Diesmal hörte ich noch genauer zu und konnte nur einen Satz zur Antwort geben:

»Das ist sie!«

»Wer?«

»Justine Cavallo!«

Harry schwieg. Nicht weil er so überrascht war, er musste erst nachdenken, denn dieser Name sagte ihm etwas. Das wusste ich sehr gut. Ich hatte meine Freunde vor der Frau gewarnt, denn niemand kannte ihre genauen Pläne, doch Harry schien der Name entfallen zu sein. Erst nachdem er einige Sekunden nachgedacht hatte, hörte ich wieder seine Stimme.

»Doch, John, da klickt etwas bei mir ...«

»Sie ist mit Mallmann zusammen. Und beide stehen auch auf van Akkerens Seite.«

»Klar, jetzt fällt bei mir der Groschen. Klar, du hast mich ja gewarnt.«

»Und jetzt mischt sie mit!«

Während ich mit dem Telefonkabel spielte und es um meine Hand wickelte, hörte ich Harry einen leisen Fluch ausstoßen. Dann flüsterte er etwas in den Hörer, was ich nicht verstand.

»Was meinst du?«

»Ausgerechnet jetzt bin ich abkommandiert worden.«

»Da mach dir mal keine Sorgen, Harry. Deine Dagmar steht ja nicht allein.«

»Zum Glück.«

»Okay, du weißt Bescheid, und wir beide werden unser Möglichstes tun. Ist sonst noch was passiert?«

»Nein, das andere reicht mir. Hoffentlich macht sie jetzt keinen Unsinn.«

»Hat sie dir denn gesagt, was sie vorhat?«

»Das ist es ja«, hörte ich ihn gequält antworten. »Sie hat mir nichts Konkretes gesagt. Sie wollte sich in der Stadt ein wenig umsehen. Da kannst du dann alles erwarten. Schließlich kenne ich ihren dicken Kopf. Die lässt sich durch nichts von irgend-einem Tun abhalten, darauf kannst du dich verlassen.«

»Ich werde sie ja gleich treffen. Bis später dann.«

Ich kannte Harry Stahl gut genug. Der machte sich nicht grundlos Sorgen, aber Dagmar Hansen war auch eine Frau, die sehr genau wusste, wie weit sie zu gehen hatte, und in der Nacht hatte sie nur das Vorhandensein des dritten Auges gerettet, sonst wäre sie einer Justine Cavallo nicht entkommen.

Ich konnte mich darauf gefasst machen, dieser zu begegnen. Darauf freute ich mich nicht, denn bei den vorherigen Zusammentreffen hatten meine Chancen nicht allzu gut gestanden, und ich war ihr eigentlich nur mit viel Glück entkommen.

Jetzt allerdings fühlte ich mich stärker, denn ich besaß mein Kreuz, das man mir damals abgenommen hatte.

Ein Blick auf die Uhr machte mir klar, dass die Mittagszeit bereits angebrochen war. Im Western hätte man High noon gesagt, und mein Magen konnte eine Kleinigkeit vertragen.

Ich fuhr wieder nach unten und schaute mich in der sehr modernen Halle um. Man hatte in diesem Hotel zwar viel Marmor, Glas und Stahl verwendet, aber es war nicht kalt oder ungemütlich. Die schwarzen Sessel luden zum Verweilen ein, und auch die halbrunde Bar mit den bequemen Hockern war ein Ort, der mir gefallen konnte.

Essen konnte ich im Restaurant oder in der Bierstube, in der es Thüringer Gerichte gab. Ich entschied mich dafür, aber soweit kam es nicht, denn durch die Drehtür kam genau die Frau, auf die ich schon gewartet hatte.

Dagmar Hansen blieb an der Tür stehen, schaute sich um und sah mich winken.

»John!« Sie lachte. Wir liefen uns entgegen und fielen uns in die Arme. »Du hast es doch geschafft?«

»Warum nicht?«

»Heute weiß man ja nie.«

»Das stimmt.«

Dagmar trug einen hellen, recht kurzen Mantel, eine Hose und einen Pullover, beides in Beige.

»Ich hatte eigentlich vor, eine Kleinigkeit zu essen. Gehst du mit in die Bierstube?«

»Ja, da können wir uns dann auch unterhalten.«

»Wunderbar.«

Der Weg dorthin war recht lang. In der Zwischenzeit berichtete ich Dagmar davon, dass Harry bei mir angerufen hatte.

»Ach ja«, sagte sie und fuhr durch ihr Haar. »Der gute Harry. Er vergeht fast vor Sorge.«

»Nicht ganz unberechtigt, wenn ich daran denke, was dir in der letzten Nacht passiert ist.«

»Das weißt du auch schon?«

»Es ließ sich nicht vermeiden.«

»Okay, dann brauche ich ja nicht viel zu erklären.«

In der Schenke, die ebenfalls sehr gemütlich wirkte, konnten wir uns die Plätze aussuchen. Wir fanden einen netten Tisch

am Fenster, setzten uns gegenüber, und ich bestellte mir, da ich Durst hatte, zunächst mal ein Bier.

»Das musste sein«, sagte ich.

»Kein Vorwurf, John.« Dagmar nahm Wasser.

Wir schlugen die Speisekarten auf, und ich wusste mit einem Blick, was ich bestellen würde. Thüringer Bratwurst mit Sauerkraut und Kartoffelbrei.

Dagmar Hansen entschied sich für einen Salat mit Pinienkerne und gebratenen Hähnchenstücken.

»Mehr nicht?«

»Nein.«

»Das kenne ich von Glenda und Jane.«

Da hatte ich ein Thema angesprochen, über das ich noch redete, als das Bier bereits serviert wurde. Wir hatten uns lange nicht mehr gesehen, es war viel passiert, und da wollte Dagmar natürlich so einiges von mir wissen.

Ich fasste mich kurz und kam dann zum eigentlichen Grund meines Besuchs in Weimar.

»Du brauchst mir nichts mehr zu sagen, denn das hat Harry Stahl bereits getan. Es sei denn, es gibt Einzelheiten, die ...«

»Die gibt es.«

»Und welche?«

Für einen Moment schaute sie mich nachdenklich an. Dieser Blick galt dem, an das sie sich erinnerte, und sie kam auch sofort auf die blonde Helferin zu sprechen.

»Da war die Frau, John, und zugleich die Vampirin.«

»Justine Cavallo!«

Dagmar zuckte leicht zusammen. »Du kennst sie?«

»Ja, ich kenne sie. Und zwar sehr gut. Man kann auch >leider< sagen, und ich kann dir gratulieren, dass du noch am Leben bist. Aber das hast du wohl dem da zu verdanken.« Ich deutete mit dem rechten Zeigefinger gegen ihre Stirn.

»Stimmt.« Sie schob Glas und Flasche zur Seite, um sich vorbeugen zu können. Ich trank den zweiten Schluck Pils und

hörte ihre Frage. »Ist sie wirklich so stark?«

»Leider«, musste ich zugeben. »Diese Frau ist schon als Einzelperson höllisch gefährlich. Aber im Verbund mit Dracula II und seit kurzem auch mit Vincent van Akkeren ist sie einfach zu einer Macht geworden, die man keinesfalls unterschätzen darf.«

Dagmar hatte zugehört und nickte. Dann fragte sie mit leiser Stimme: »Und was tut sie hier?«

»Das solltest du besser wissen. Es geht ihr um den Vampir in der Ausstellung, der echt ist.«

Dagmar Hansen schloss für einen Moment die Augen. »Man kann es sich kaum vorstellen«, flüsterte sie. »Ein echter Vampir, der aber nicht aussieht, wie man sich normalerweise einen vorstellt. Für mich ist er keine Einheit, sondern eine Kunstfigur. Da hat man einen Kopf auf einen fremden Körper gesetzt, und das erinnert mich wieder an die Geschichte von Frankenstein.«

»Möglich ist es. Da hat jemand ein Kunstgeschöpf geschaffen, und Justine ist gewissermaßen seine Leibwächterin.«

»Verrückt, John.«

Unser Essen wurde von einem jungen Mädchen serviert, das sehr freundlich lächelte und uns guten Appetit wünschte.

Mir mundete es ausgezeichnet, und auch das Bier schmeckte zu dem Essen super.

Ich hatte zwar viel erfahren, aber mir war bisher unbekannt, wie es weitergehen sollte. Wir konnten nicht hier sitzen bleiben und nur die Daumen drehen. Ich fragte Dagmar danach.

»Genau weiß ich das auch nicht«, sagte sie, »wir könnten natürlich in die Ausstellung gehen ...«

»Hatte ich mir so vorgestellt.«

»Da bin ich heute Morgen schon gewesen.«

»Sehr gut.«

Sie lächelte etwas verkniffen. »Etwas Neues gab es nicht. Er ist nach wie vor verschwunden. Der Platz, an dem unser Kunst-

Vampir gestanden hat, ist leer.«

»Das hört sich nicht gut an.«

»Meine ich auch.« Sie senkte den Blick, bevor sie weiter-sprach. »Dann habe ich noch etwas getan«, sagte sie mit leiser Stimme. »Es ist ja Zeit genug gewesen, sodass ich mich hier in Weimar umschauen konnte. Ich habe mich nach der Frau erkundigt.«

»Du meinst nach der, die du gerettet hast?«

»Ja. Anita Köhler.« Dagmar schob ihren leeren Teller zur Seite. »Ich habe herausgefunden, wo sie wohnt. Ich war auch in dem Haus, aber sie hat mir nicht geöffnet. Es hat niemand aufgemacht. So bin ich unverrichteter Dinge wieder gegangen.«

»Lebt sie denn allein?«

»Nein. Eigentlich mit ihrem Mann.«

»Was heißt das?«

»Beide haben sich gestritten.« Ich erfuhr zum ersten Mal, wie Dagmar die Frau überhaupt kennen gelernt hatte. Ein Ehe-krach, eine Trennung in der Nacht und dann der Angriff, dem die Entführung folgte.

»Das sieht für die Frau alles andere als gut aus«, sagte ich. »Es ist zu befürchten, dass wir sie nicht mehr als normale lebendige Person finden werden.«

»Ja, das befürchte ich auch. Trotzdem müssen wir sie suchen und finden.«

Ich trank mein Glas leer. »Wie groß ist Weimar?«

»Zu groß.«

»Und es gibt wahrscheinlich zahlreiche Verstecke.«

»Leider.«

Wir schwiegen, schauten durch das Fenster, sahen einen bedeckten Himmel und auch erstes Laub, das der Wind vor sich her über die Straße wehte.

Der Herbst kündigte sich an und damit auch die dunkle Jahreszeit.

»Hast du eine Idee, John?«

»Ja. Wir zahlen.«

»Haha. Und dann?«

»Werden wir uns auf den Weg machen.

Du hast von Anita Köhlers Wohnung gesprochen, und die interessiert mich auch ...«

Weimar ist wirklich eine schöne Stadt. Und man kann sie vor allen Dingen zu Fuß erkunden. Anita Köhler wohnte zum Glück nicht außerhalb, wo auch die hohen Häuser standen, sie hatte ihre Wohnung in der Innenstadt gefunden.

Vom Markt, wo es nach Bratwurst duftete, gingen wir in Richtung Norden, zum Herderplatz. Die Fassaden der Häuser waren in den letzten zehn Jahren fast durchweg renoviert worden, und auf mich wirkte die Stadt wie aus dem Bilderbuch geschaffen.

Hinzu kam, dass es das Wetter gut mit uns meinte. Es fiel kein Regen, man konnte sich umschauen, und so vergaß ich für eine Weile die eigentlichen Probleme.

An sie erinnerte mich Dagmar Hansen, als sie stehen blieb und sagte: »Wir sind fast da.«

»Gut. Wo müssen wir hin?«

Sie wies auf eine Einfahrt. An deren Ende lag ein mit hellem Pflaster bedeckter Hinterhof. »Dort wohnt sie.«

Wir gingen hin. Kinder spielten und tanzten dabei um eine Pfütze herum. Es war nicht das Hinterhof-Milieu, das man hätte erwarten können. In dieser Umgebung hatte sich auch einiges getan. Die Häuser hatten einen gelblichen Anstrich bekommen, und jemand hatte die Rahmen der Fenster hellblau gestrichen.

Es standen mehrere Häuser zur Verfügung und auch mehrere Haustüren. Zielsicher ging Dagmar Hansen auf die zweite von

links zu und blieb davor stehen.

»Hier ist es.«

An der Wand entdeckte ich ein Klingelbrett und schaute mir die Namen der drei Parteien an, die das Haus bewohnten. Wir mussten hoch in die erste Etage.

»Wie bist du eigentlich rein gekommen?«, fragte ich.

»Ich hatte Glück. Jemand kam aus dem Haus. Die Chance habe ich genutzt.«

»Danach sieht es jetzt nicht aus. Okay, ich werde mal klingeln.«

»Mach das.« Dagmar trat zurück und stellte sich so hin, dass sie an der Fassade hochschauen konnte.

Ich klingelte. Und das nicht kurz, sondern recht lang. Nachdem ich den Daumen wieder zurückgenommen hatte, tat sich nichts. Vergeblich wartete ich auf das Summen der Tür, damit ich sie aufdrücken konnte. Einen zweiten Versuch unternahm ich trotzdem. Als sich auch da nichts rührte, trat ich zurück und drehte mich um.

Dagmar Hansen stand noch immer an der gleichen Stelle. Den Kopf hatte sie in den Nacken gelegt und die Augen wegen der Helligkeit mit einer Hand beschattet. Nach wie vor beobachtete sie das Fenster.

»Niemand da!«, meldete ich.

»Irrtum.«

»Wie?«

Dagmar ließ ihre Hand sinken. Sie hatte jetzt freien Blick auf mich. »Es ist doch jemand anwesend, denn ich habe eine Bewegung hinter der Scheibe gesehen.«

»Bist du sicher?«

»Völlig.« Sie kam auf mich zu. Ihr Gesichtsausdruck wirkte hölzern. »Da will uns jemand nicht in die Wohnung lassen.«

»Hast du Anita Köhler erkannt?«

»Nein, das habe ich nicht. Aber ich habe mich nicht geirrt. Da ist jemand am Fenster entlanggegangen. Es war nicht die

Bewegung einer Gardine, die mich getäuscht hat.«

»Dann müssen wir hoch.«

»Aber nicht die Tür aufbrechen.«

»Keine Sorge, es gibt andere Möglichkeiten.«

Wir hatten Glück, denn eines der spielenden Kinder lief auf uns zu, es war ein Mädchen mit Walkman im Ohr und einem Ball unter dem Arm. »Wo wollt ihr denn hin?«

»Zu Frau Köhler«, sagte Dagmar.

»Ist die nicht da?«

»Ich glaube schon. Sie macht nur nicht auf.«

»Soll ich euch die Tür aufschließen?«, fragte die Kleine, deren Haut die Farbe von Milchkaffee besaß.

»Kannst du das denn?«

Die großen Augen strahlten. »Und ob. Wenn meine Mutter arbeitet, habe ich den Schlüssel.«

»Das nenne ich aber großzügig.«

»Ich bin schon zehn«, erklärte sie im Brustton der Überzeugung.

»So alt?«

»Bald werde ich elf. Dann bekomme ich ein Kickboard.«

»Das hast du auch verdient«, sagte Dagmar.

Die Kleine holte einen Schlüssel aus ihrer Jeanstasche hervor und ging damit auf die Tür zu. Sie schloss uns auf und bekam von Dagmar eine Mark. »Für deine Hilfe.«

»Danke.«

Ich schob mich an den beiden vorbei und betrat als Erster das Haus, in dem es nach Farbe roch. Wahrscheinlich hatten die Wände erst vor kurzem den leicht grünlichen Anstrich erhalten. Auch das braune Holz der Treppe sah aus, als wäre es erst in den letzten Tagen behandelt worden, denn es glänzte wie neu.

Im Haus selbst war es ruhig. Es kam uns auch niemand entgegen, und so konnten wir in die erste Etage gehen. Da der Bau sehr schmal war, wohnte in jeder Etage nur eine Familie. Auf dem Klingelschild neben der Tür stand einfach nur der

Name Köhler.

Die Wohnungstür war natürlich zu. Und abgeschlossen, das merkte ich, als ich die Klinke drückte.

»Willst du noch mal klingeln?«

»Lohnt es sich denn?«

Dagmar lächelte. »Dann hätten wir zumindest ein Alibi, wenn wir auf eine andere Art und Weise in die Wohnung gelangen wollen.«

»Das stimmt auch wieder.«

Ich klingelte erneut und hätte es mir auch sparen können, denn niemand öffnete.

»Was jetzt?«

Ich schaute mir die Tür an. Sie sah stabil aus. Vielleicht hätte ich sie einrammen können, aber das hätte zu viel Aufsehen erregt und ging nicht ohne Krach ab.

Es gab eine andere Möglichkeit, die vielleicht etwas brachte. Ich konnte es mit der Kreditkarte versuchen. Damit ließen sich die einfachen Schlosser zumeist öffnen.

Dagmar schaute mir zu und warf auch einen Blick hinunter ins Treppenhaus, um zu kontrollieren, ob jemand kam. Weder von unten noch von oben näherte sich ein Mieter, und so war die Tür bald offen, ohne dass jemand etwas bemerkt hätte.

»Glück gehabt«, sagte ich. Die Klinke hielt ich fest, damit die Tür nicht zufiel.

Zwischen uns war genug gesprochen worden, und als Dagmar nickte, war das auch für mich das Startzeichen. Ich schob die Tür behutsam auf und blickte in einen schmalen düsteren Flur.

Mein Kreuz hatte sich noch nicht »gemeldet«, und so zog ich auch in Betracht, dass die Wohnung leer war und sich Dagmar bei ihrer Beobachtung geirrt hatte.

Als der Spalt groß genug war, schlüpfte ich hindurch und blieb im Flur zunächst mal stehen. Es gab weitere Türen. Da sie jedoch alle geschlossen waren, fiel kaum Licht in den Flur hinein. Dafür sah ich einen Spiegel, Garderobenhaken und eine

Tasche, die an der Wand lehnte.

Dagmar war mir gefolgt. Ich hörte, dass sie die Tür schloss. Jetzt war es völlig finster. .

»Und?« hauchte sie.

»Nichts zu hören.«

»Aber da ist jemand gewesen.«

»Das glaube ich dir auch.« Ich suchte nach der Tür, die uns in das entsprechende Zimmer führte, wo dann auch die beiden kleinen Fenster lagen, die wir vom Hof aus gesehen hatten.

Dagmar hatte meine Gedanken erraten. »Rechts!«, hauchte sie mir ins Ohr.

»Alles klar.«

Es waren nur wenige Schritte, die ich zurücklegen musste. Sofort legte ich meine Hand auf die Klinke und brauchte sie nicht mal bis zum Anschlag durchzudrücken, als sich die Tür schon öffnete und ich in das Zimmer treten konnte.

Es war das Wohnzimmer des Ehepaars. Relativ klein, aber durch die wenigen Möbel gemütlich eingerichtet, wobei mir auch die Farbkombination gefiel.

Das Grün der Stoffe passte zu dem hellgrauen Teppichboden. Weniger passten dazu die dunklen Flecke, die meiner Ansicht nach sogar noch recht frisch aussahen und mich an geplatzte Blutstropfen erinnerten.

Das hatte auch Dagmar Hansen gesehen. Sie bekam eine Gänsehaut, als sie sprach. »Hier hat er gewütet...«

Davon war ich nicht überzeugt. Klarheit würde erst entstehen, wenn wir alles gesehen hatten.

Ich betrat das kleine Zimmer. Ich verfolgte mit den Blicken die Blutspur und ging dabei noch weiter.

Diesmal konnte ich über die Lehne der Couch hinwegschauen - und blieb starr stehen.

Das hatte auch Dagmar Hansen gesehen. Bevor sie eine Frage stellen konnte, war ich schon weg und stand so, dass ich direkt hinter die Couch schauen konnte.

Der Mann lag auf dem Boden.

Ich kannte ihn nicht, aber Dagmar hatte ihn schon gesehen.
»Mein Gott«, hauchte sie, »das ist der Ehemann. Das ist der Typ aus dem Park, der seine Frau angeblich betrogen hat.«

Mochte es sein, wie es wollte. Betrügen würde er seine Frau nie mehr können, denn er war tot...

Richtig tot, auch wenn es sich profan anhört.

Er lag nicht nur einfach auf dem Rücken, um seinen Hals zu präsentieren, denn dort zeichneten sich keine Bissstellen ab. Sein Mörder oder seine Mörderin hatte ein Messer genommen und damit mehrmals zugestochen. Deshalb sah seine Brust einfach so schrecklich aus.

Wir hielten uns beide mit einem Kommentar zurück, aber wir spürten irgendwie die Anwesenheit des Todes, denn meiner Ansicht nach war es plötzlich viel stiller geworden, und deshalb hörten wir auch das Summen der Schmeißfliegen lauter, deren grünlich schimmernde Körper ihre Kreise über den Toten flogen.

Neben mir stand Dagmar wie ein Denkmal. Dass sie lebte, war nur zu hören, weil sie die Luft sehr laut einsaugte und dann den Kopf schüttelte.

»Was meinst du?«

»Ihn kann ich nicht am Fenster gesehen haben.«

»Eben.«

»Wenn das also alles stimmt, dann muss sich der Killer noch hier aufhalten, falls er nicht eine Etage höher gegangen ist, um sich auf dem Speicher zu verstecken oder über das Dach zu flüchten.«

»Gut gefolgert«, lobte ich sie. »An wen denkst du da im Besonderen?«

»An den Kunst-Vampir.«

Da ich die Stirn runzelte, schaute sie mich fragend an.
»Meinst du nicht?«

Schulterzuckend gab ich die Antwort. »Ich bin mir nicht sicher«, flüsterte ich. »Zwar kenne ich ihn nicht, aber einer wie er wird kaum ein Messer nehmen.«

»Das stimmt auch wieder.«

»Bleibt nur noch Anita Köhler.«

Dagmar senkte den Blick. Sie starrte auf ihre Schuhspitzen. Sie schüttelte dabei den Kopf und sah aus wie jemand, der es einfach nicht glauben konnte.

»Du weißt nicht, was mit ihr geschah, nachdem sie verschwand.«

»Ja, ja«, flüsterte sie. »Du hast ja Recht. Aber es ist trotzdem nicht einfach für mich.«

»Okay, Dagmar, schauen wir uns die restlichen Zimmer der Wohnung mal an.

Wenn Anita tatsächlich zu einer Untoten geworden ist, dann wird sie einen Ort aufsuchen, an dem es dunkel ist. Ich glaube kaum, dass sie sich bei diesem Wetter im Freien aufhält. Die Sonne wäre Gift für sie.«

»Aber sie muss nicht unbedingt hier in der Wohnung sein.«

»Das ist wohl wahr.«

Ich glaubte zwar nicht daran, aber ich wollte auch nicht mehr diskutieren und holte die Beretta hervor, die auch in meiner Rechten blieb.

Mit der Waffe im Anschlag verließ ich das Zimmer noch vor Dagmar und öffnete sehr schnell die nächste Tür. Hier ging das Fenster zur anderen Seite hinaus, und es gehörte zu einem Schlafzimmer, in dem wir weder einen lebenden noch einen toten Menschen sahen.

Auch Dagmar hatte einen Blick hineingeworfen. Als ich die Tür wieder zuzog, befand sie sich bereits auf dem Weg zur nächsten Tür. Ich wollte sie noch zurückhalten, doch es war zu spät.

Sie hatte die Tür bereits geöffnet, blieb stehen und schrie plötzlich auf...

Das Bild, das sich den Augen der Psychonautin bot, war einfach schlimm. Und sie hatte damit auch nicht gerechnet. Ihr Blick fiel in ein weiß gekacheltes Bad mit einem großen Spiegel an der Wand, der den Raum optisch geräumiger gestalten sollte.

Dem Spiegel gegenüber befand sich die Badewanne mit der Dusche. Und auf dem Wannenrand hockte Anita Köhler.

Es war die gleiche Frau, und trotzdem hatte sie sich auf eine schreckliche Art und Weise verändert. In ihrem Gesicht fand sich kein Ausdruck mehr. Es war leer, ebenso wie der Blick. Durch das Milchglasfenster drang nicht viel Licht, so konnte es eine Wiedergängerin auch in diesem Düstern aushalten, zumal noch die Gardine zugezogen war.

Sie starrte in das Bad hinein. Nichts regte sich dabei in ihrem Gesicht. Das leicht ergraute Haar hing strähnig um ihren Kopf. Die Haut war sehr bleich. Auf den Wangen klebten Blutflecke. Auch ihre Kleidung war mit Blut beschmiert und auch mit Schmutz, denn sie hatte sich noch nicht umgezogen.

Als besonders schlimm empfand Dagmar das Messer, dessen Griff sie mit beiden Händen umklammert hielt. Jetzt wusste sie auch, durch welche Waffe der Mann im Wohnzimmer umgekommen war.

Dagmar wollte sie ansprechen, aber ihre Kehle war wie zugeschnürt. Nichts konnte sie tun und nur zuschauen, wie die Person langsam den Kopf hob.

Ihr war jetzt aufgefallen, dass sie Besuch bekommen hatte. Menschlichen Besuch, der genau das in sich trug, was sie brauchte. Der Mund verzog sich in die Breite. Sie zeigte ein Lächeln, aber es wurde eine böse Fratze daraus. Zudem hatte

sie die Oberlippe so weit in die Höhe gezogen, dass ihre Zähne frei lagen und die beiden Spitzen deutlich hervorstachen. Ihre Verwandlung war bereits passiert, und sie war nicht intervallweise vorangeschritten, wie es oft bei anderen Vampiropfer geschah. Da hatte jemand zugebissen und sie bis zum letzten Blutstropfen leer gesaugt.

All dies nahm Dagmar Hansen innerhalb von wenigen Sekunden auf. Sie stand auch dann noch unter Schock, als Anita ihren Kopf mit einer ruckartigen Bewegung anhob und sie fixierte.

Im nächsten Augenblick sprang sie hoch!

Automatisch schrie Dagmar Hansen auf, doch so war die Gestalt nicht zu stoppen.

Sie wollte Blut, aber sie wollte auch töten, denn sie sprang mit gezücktem Messer auf Dagmar zu ...

Das alles hatte ich nicht gesehen, für mich war einzig und allein der Schrei wichtig gewesen. Ich wusste jetzt, dass ich mich wahnsinnig beeilen musste, obwohl mir nicht bekannt war, was in diesem verdammten Zimmer ablief.

Ich hob das rechte Bein und trat Dagmar wuchtig gegen die Hüfte. Es war die einzige Chance, sie so schnell wie möglich aus der Gefahrenzone zu befördern.

Das schaffte ich auch.

Wie von einem Raketenstoß getroffen, wurde Dagmar nach vorn in den Flur hineingeschleudert. Sie erreichte sogar noch die Tür und prallte dagegen.

Das hörte ich nur, denn ich sah es nicht. Etwas anderes nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die Bewegung hatte ich im Ansatz nicht mitbekommen, aber aus der offenen Tür erschien plötzlich eine Hand, die ein Messer festhielt und die Klinge wuchtig nach unten stieß.

Dieser mörderische Stoß hatte Dagmar Hansen gegolten, und sie war ihm soeben noch entwischt.

Der eigene Schwung aber schleuderte die Gestalt nach vorn, aus dem Bad heraus und hinein in den kleinen Flur, gegen dessen Wand sie prallte.

Dagmar hatte sich inzwischen aufgerappelt. Sie blieb aber an der Tür stehen und schaute zu, was ich tat.

Es gab für mich nur eine Möglichkeit. Die Person mit dem Messer musste getötet oder erlöst werden, denn schon jetzt hatte ich gesehen, dass sie kein normaler Mensch mehr war, sondern eine Blutsaugerin. Ihr Mund mit den Vampirzähnen stand weit offen, sie hatte sich gedreht und sah jetzt in mir einen neuen Gegner.

Noch hockte sie am Boden. Aber sie verließ sich auf ihr Messer und hielt es fest wie eine Mutter ihr Kind. Ihr Blick war leer und trotzdem böse, das sah ich jetzt im Licht, denn Dagmar hatte den Schalter neben der Wohnungstür bewegt.

Für einen Moment war Anita Köhler irritiert. Sie wusste nicht, wohin sie zuerst schauen sollte, dann aber blieb ihr Blick auf meiner Waffe hängen.

»Keine Chance mehr!«, flüsterte ich. »Du wirst dein Leben als Vampir nicht führen können.«

Es war nicht festzustellen, ob sie mich verstanden hatte, aber ans Aufgeben dachte sie nicht. Da reagierte sie bereits wie ein uralter Blutsauger, der endlich wieder einen Sieg erringen wollte. Es gab auch keine Vorwarnung für mich, abgesehen von einem knurrenden oder keuchenden Laut, als sie plötzlich in die Höhe schoss, als hätte sie durch eine Hilfe noch zusätzlichen Schwung bekommen.

Anita Köhler drehte sich und stach zu.

Ich schoss!

Es war verdammt eng in diesem Flur. Ich hörte das Krachen der Waffe und war mir nicht sicher, ob ich nicht zu spät gefeuert hatte. Das leichte Brennen des Kreuzes an meiner

Brust nutzte mir jetzt auch wenig, denn Anita hatte sich auf mich zugeworfen, um mir das Messer in den Körper zu stoßen. Zuvor traf sie die geweihte Silberkugel!

Oft hatte ich erlebt, dass eine Kugel einen Angreifer stoppt. Der Aufprall kam einem Schock gleich. Das war hier nicht so. Die Untote wuchtete sich weiter, das Messer hätte mich erwischt, wenn ich mich nicht gedankenschnell gedreht hätte. Meinen Rücken presste ich dabei gegen die Wand, aber dann fuhr eine Glutspur an der Vorderseite meines Halses entlang, und augenblicklich verließ das warme Blut die waagerecht verlaufende Wunde, die die Klinge hinterlassen hatte.

Zugleich hörte ich einen schweren Fall, als der Körper der Wiedergängerin zu Boden schlug. Ein zweites Mal brauchte ich nicht zu schießen, eine geweihte Kugel hatte ausgereicht, um sie von ihrem verdammten Schattendasein zu erlösen.

Als ich den Kopf nach links drehte, schaute ich auf ihren Rücken. Nichts mehr bewegte sich an ihr, das geweihte Silber hatte seine Pflicht erfüllt. So gab es einen Blutsauger weniger auf der Erde.

Dagmar hielt nichts mehr an der Tür. Sie lief zu mir. Ich hatte mein Taschentuch hervorgeholt und drückte es auf die Halswunde.

»Mein Gott, das hätte ins Auge gehen können, John ...«

»Nein, mehr in den Hals.«

»Du hast Humor.«

Ich deutete mit der freien Hand auf die Leiche. »Bleib in ihrer Nähe. Ich schaue mal im Bad nach, ob ich Pflaster oder Verbandsmull finde.«

»Wenn ich dir helfen soll...«

»Nein, nein, das schaffe ich schon.«

Im Bad machte ich erst mal Licht. Es gab dort tatsächlich so etwas wie einen Medikamentenschrank, dessen Tür ich aufzog und mir aussuchen konnte, womit ich meine Wunde versorgte.

Ich holte Pflaster und Mull hervor. Dann erst nahm ich das

Taschentuch vom Hals und schaute mir die Wunde genauer an. Im Spiegel zeichnete sich der rote Streifen am Hals ab. An den Rändern war er blutig und wirkte an manchen Stellen wie ausgefranst.

Erst jetzt, als meine Spannung allmählich abflaute, spürte ich das verdammt Brennen. Mein gesamter Hals schien in eine Säure getaucht zu sein. Ich war froh, dass mir nicht zu viel Blut in den Kragen gelaufen war. Mich selbst zu verbinden, hätte ich noch geschafft, aber das ließ Dagmar Hansen nicht zu. Sie hatte das Bad betreten und sagte, als ich nach dem Verbandszeug greifen wollte: »Lass mich das mal machen, John. Das klappt besser.«

Ich war tatsächlich froh, dass man sich um mich kümmerte. Mit dem Rücken zum Spiegel blieb ich stehen, während Dagmar eine Salbe aus dem Medikamentenschrank auftrug, die desinfizierte, und dann den Verband anlegte, den sie mit einigen Pflasterstreifen befestigte, damit er auch hielt.

Die Salbe hatte wieder für ein erneutes Brennen gesorgt, und ich verzog das Gesicht.

Dagmar musste lachen. »Ja, ja«, sagte sie dann, »wenn Männer anfangen zu leiden ...«

»Hör auf. Ich beklage mich ja nicht.«

»Aber du freust dich auch nicht.«

»Würdest du das denn tun?«

»Nein.«

Dagmar prüfte noch mal den Verband, schaute mich dann an und fragte: »Wie geht es weiter?«

Ich ließ mich auf dem Rand der Wanne nieder. Ungefähr dort, wo auch die Vampirin gesessen hatte. »Die Dinge sind ja wegen dieser Ausstellung passiert. Es liegt auf der Hand, dass ich sie mir anschauen werde.«

Dagmar nickte, fragte aber zugleich: »Ohne den Kunst-Vampir?«

Ich schaute zu ihr hoch. Bei jeder Bewegung des Kopfes

strahlte die Wunde am Hals Schmerzen aus. »Kann es nicht möglich sein, dass er wieder an seinen Platz zurückgekehrt ist?«

»Das glaube ich nicht, John. Er hat jetzt die Freiheit, die er braucht, und kann sich in der Stadt austoben. Wir müssen uns die Frage stellen, wen er sich als nächstes Opfer holt.«

»Ich hoffe, keinen. Dafür werden wir sorgen.« Mit einer entschlossenen Bewegung stand ich auf. Bevor ich Dagmar den weiteren Schritt erklärte, horchte ich erst in die Wohnung hin und konzentrierte mich auch auf das Treppenhaus.

Weder in unserer Nähe noch von außerhalb war etwas zu hören. Es war geschossen worden, doch niemand im Haus hatte das gestört. Keine Meldung, kein Anklopfen, auch keiner, der die Polizei gerufen hätte, denn Sirenen in der Nähe waren nicht zu hören.

Dagmar war mein nachdenklicher Gesichtsausdruck aufgefallen. »Worüber grübelst du nach?«

»Das will ich dir sagen. Ich denke nicht, dass wir schon jetzt die einheimische Polizei alarmieren sollten, auch wenn hier eine Leiche liegt. Das können wir später machen.«

»Einverstanden.«

Ich starrte sie an. »Und was ist mit dir? Hast du dich mit der Polizei hier in Verbindung gesetzt?«

»Nein, die Meldungen sind bei uns in der Firma eingegangen. Sie wurden gesichtet. Man entschloss sich, etwas zu unternehmen, aber die einheimischen Behörden wurden nicht eingeweiht. Das ist auch nicht nötig. Wir arbeiten zudem lieber im Untergrund.«

Die gleiche Antwort hätte auch ich geben können. Ich nickte Dagmar zu, die wieder versuchte, ihre rote Haarflut zu ordnen, es erneut nicht schaffte und auf ein Band zurückgreifen musste, das sie aus der Tasche holte. Danach blieben die Haare wenigstens im Nacken zusammen.

»Können wir, John?«

Ich hatte nichts dagegen, wollte sie allerdings noch auf etwas Bestimmtes hinweisen. »Bisher haben wir nur über den Vampir gesprochen und konnten sein Opfer erledigen, bevor die Nacht anbrach. Ich weiß nicht, weshalb Anita Köhler ihren Mann auf so schlimme Art und Weise umgebracht hat. Möglicherweise als Demonstration, das Objekt ihres Hasses besiegt zu haben, aber wir müssen uns ...«

»Darf ich dich mal unterbrechen?«

»Bitte.«

Dagmar lächelte. »Ist dir schon mal der Gedanke gekommen, dass sie es gar nicht getan hat?«

Ich legte meine Stirn in Falten und deutete dann so etwas wie ein Nicken an. »Der Gedanke ist mir tatsächlich schon gekommen, und ich wollte auch auf das gleiche Thema hinaus. Du hast mir die blonde Frau sehr genau beschrieben.«

»Das war keine Kunst.«

»Einverstanden. Aber Justine Cavallo ist in mehreren Potenzen gefährlicher als dieser Kunst-Vampir. Das musst du mir einfach glauben. Da habe ich meine Erfahrungen sammeln können. Ich frage mich nur, in welch einer Verbindung die beiden zueinander stehen.«

»Vampire unter sich.«

»Nein, das glaube ich nicht. Selbst unter den Blutsaugern existieren Hierarchien, und die werden genau eingehalten. Wenn nicht, dann hat auch der aufbegehrende Vampir seine Existenz verwirkt. So hart kann es dort zugehen. Dass Justine ebenfalls in der Stadt ist, lässt auf einen Plan schließen, in dem selbstverständlich der Kunst-Vampir eine Rolle spielt. Justine tut nichts ohne einen bestimmten Plan, davon können wir ausgehen. Den verfolgt sie auch hier in Weimar.«

»Mit ihrem Kunst-Vampir?«

»Genau. Du hast ihn mir ja beschrieben. Wenn ich näher darüber nachdenke, ist er keine Einheit. Man hat ihn erschaffen oder auch gebastelt, und er benimmt sich wie ein normaler

Blutsauger. Genau das ist es, was mir Sorgen bereitet.«

»Denkst du an eine neue Generation von Untoten?«

»Hoffentlich nicht«, erwiderte ich leise und ging als Erster von uns in Richtung Wohnungstür ...

Es gab sie noch, die alten Häuser, die auf die Renovierung warteten, aber trotzdem nicht alle leer standen. Hin und wieder lebten noch Menschen in den Bauten, und in einer Touristenstadt wie Weimar konnte es passieren, dass leer stehende Wohnungen sogar noch für einen Spottpreis vermietet wurden.

Eine solche Wohnung hatte Justine Cavallo gesucht und auch gefunden. Sie wollte nicht auffallen, sie wollte auch in kein Hotel ziehen, sondern ziemlich für sich bleiben.

Das Haus bestand eigentlich aus zwei Hälften. Es lag jenseits des Bahnhofs in der Industriestraße und auch etwas von der Straße weg versetzt in einem fast leeren Gelände. Das heißt, es gab noch mehrere Häuser, doch aus deren zerstörten Fenster dampfte der Atem des Verfalls.

Justine Cavallo war eine besondere Blutsaugerin. Sie schaffte es, sich auch am Tag zu bewegen. Zwar fühlte sie sich da nicht so perfekt wie in der Nacht und bei der schützenden Dunkelheit, aber sie konnte sich zwischen den Menschen bewegen, ohne aufzufallen, und das war ihr sehr wichtig, denn sie fiel schon allein aufgrund ihrer körperlichen Erscheinung auf.

Um beweglich zu sein, hatte sie sich einen kleinen Polo gemietet, der auch in schmale Parklücken hineinpasste. Einen Parkplatz allerdings brauchte sie nicht zu suchen, als sie den Wagen auf das Gelände fuhr, dessen Boden alles andere als glatt war. Sie musste einige wilde Müllhaufen umfahren und lenkte den Polo dann hinter das Haus. Genau dorthin, wo sie ihn immer abstellte.

Sie stieg aus, schaute sich um und war zufrieden, weil sie

nicht beobachtet worden war.

Das Haus konnte sie von zwei Seiten betreten. Wie immer entschied sie sich für die Rückseite, wenn die Tür dort auch schmäler war als die an der vorderen.

Zweimal musste sie kräftig zerren, dann konnte sie den stinkenden Flur betreten. Das Haus war zwar von seinen offiziellen Mietern verlassen worden, aber es hatten noch andere in der Zwischenzeit dort gehaust und ihre Spuren hinterlassen. Es stank erbärmlich nach alten Stoffen, nach Schimmel und menschlichen Exkrementen. Davon ließ sich die Cavallo nicht stören, obwohl sie in ihrem Outfit in diese Umgebung passte wie Kaffee in die Suppe.

Der zweite Teil des Hauses war noch verfallener. Er hatte auch nie als Unterkunft für irgendwelche Typen gedient, und deshalb hielt sich der Gestank dort auch in Grenzen.

Justine hatte sich für den bewohnbareren Teil entschieden, denn dort existierte noch ein Keller, der sich als ein ideales Versteck eignete. In einem dieser Räume hielt sich das neue Geschöpf auf. Justine selbst hatte das Versteck für ihn ausgesucht. Da er nicht mehr zurück in die Ausstellung konnte, musste er eben in der Dunkelheit des Kellers warten, was einem Blutsauger nichts ausmachte.

Um in den Keller zu gelangen, musste Justine eine alte brüchige Treppe überwinden. Es gab kein Geländer mehr. Das war entweder verfault oder abgerissen worden, um es als Brennholz zu verwenden. Eine Kellertür war ebenfalls nicht vorhanden. Was die Menschen hatten gebrauchen können, das hatten sie sich hier geholt.

Justine ging hinein in die Dämmerung, die immer mehr zunahm, je tiefer sie kam. Es wurde fast dunkel, aber sie fühlte sich in dieser Umgebung wohl.

Normal laufen konnte sie hier unten nicht. Auch der Keller war zweckentfremdet worden. Man hatte ihn als wilde Müllkippe benutzt und von oben herab einfach alles hinuntergewor-

fen, was nicht zu gebrauchen war. Der Dreck stank und bildete an verschiedenen Stellen kleine Hügel, über die sie ging.

Schon seit dem Betreten des Hauses wurde sie das Gefühl nicht los, etwas falsch gemacht zu haben. Oder auch, dass etwas anders gelaufen war, als sie es sich vorgestellt hatte. Das Haus war so still, so leer. Sie hätte den Kunst-Vampir riechen müssen. Er hätte sie auch hören können, denn sie hatte sich nicht eben leise bewegt. Aber es war nichts geschehen.

Justine blieb stehen. Als Schatten in der Dunkelheit, in der nur ihr blasses Gesicht auffiel. Menschliche Gefühle waren ihr fremd, trotzdem musste sie sich in bestimmten Situationen wie ein Mensch verhalten. Es war zwischen ihnen abgesprochen worden, dass er sich hier unten versteckte. Sie hatte ihm das Blut gegönnt, das er brauchte. Nur so konnte er weiterhin existieren, aber er wusste auch, dass er gewisse Regeln einzuhalten hatte. Ein Alleingang war nichts. Aber diese Regeln schien er nicht eingehalten zu haben.

Hinzu kam die seltsame Frau, die der anderen Person geholfen hatte. Über sie musste Justine Cavallo ständig nachdenken, und immer wieder sah sie dieses andere Auge auf der Stirn der Person vor sich. Damit hatte sie nichts anfangen können, aber sie hatte sehr wohl die Kraft gespürt, die von diesem Auge ausging. Es war etwas, das sie noch nie erlebt hatte. Sie war sich so klein und hilflos vorgekommen, und für sie stand fest, dass diese Person, deren Namen sie nicht mal kannte, eine Gegnerin war.

Wenn sie gewisse Dinge zusammenzählte, dann musste sie einfach zu dem Ergebnis kommen, dass es jemanden gab, der ihr auf der Spur war. Sie und der Kunst-Vampir waren entdeckt worden. Das lag nicht an ihr, sondern an dem Geschöpf. Es musste sich verdächtig gemacht haben, und das war zu diesem Zeitpunkt schlecht.

Er hätte noch warten sollen. Nicht grundlos war er in die Ausstellung lanciert worden. Mallmann und sie hatten lange

überlegt, wo er seinen Auftritt haben sollte. Da war ihnen dann die Vampir-Ausstellung gerade recht gekommen.

Licht brauchte Justine nicht. Katzenhaft gewandt schlich sie durch den Keller und umging auch die Hindernisse. Sie wusste, wo sich das Geschöpf aufhielt, denn sie selbst hatte ihm diesen Raum ausgesucht.

Es war der letzte Kellerraum. Ein Verschlag wie alle. Ein düsteres und dreckiges Verlies, das ebenfalls keine Tür besaß, wie auch die anderen Verschläge.

Es waren nur noch wenige Schritte, dann wandte sie sich scharf nach links und betrat das Verlies.

Es war leer!

Es gab das Geschöpf hier nicht mehr. Es hatte gegen die Regeln verstößen und war verschwunden.

Justine Cavallo blieb regungslos stehen. Äußerlich zeigte sich nichts, aber im Innern strahlte ein Hass auf, den sie nur mühsam unter Kontrolle bringen konnte. Am liebsten hätte sie getobt und gegen die Wände getreten, aber sie riss sich zusammen und fing an, nachzudenken.

Wenn der Kunst-Vampir sich nicht hier aufhielt, dann hatte er sich ein anderes Versteck gesucht. Stellte sich die Frage, wohin er gegangen war. Zuerst fiel ihr ein, dass er sich wieder in die Ausstellung zurückgezogen hatte. Wäre bei seiner Betrachtungsweise irgendwie logisch gewesen, aber nicht gut für die Sache, denn er war auf seinem Weg durch den Park gesehen worden. Die Zeugin mit dem dritten Auge würde schon dafür sorgen, dass sein Ausflug bekannt wurde, und genau das wollte Justine vermeiden.

Nein, sie konnte sich nicht vorstellen, dass er in die Ausstellung zurückgekehrt war. So dumm war er nicht, obwohl er sich durch den Blutgenuss sicherlich sehr wohl und auch stark fühlte und deshalb die Chance bestand, dass er aus ihrer Kontrolle geriet und damit den Plan gefährdete.

Sie ärgerte sich wie ein Mensch, und noch immer kochte der

Zorn in ihr. Am liebsten hätte sie in der Umgebung hier einiges zertrümmert, aber sie blieb cool und drehte sich nur um.

Es würde keinen Erfolg bringen, wenn sie das alte Haus hier durchsuchte. Das Geschöpf hatte sich längst einen anderen Unterschlupf gesucht. Wäre es noch hier in der Umgebung, dann hätte sie den Artgenossen wahrgenommen.

Ihr blieb nur der Rückweg, verbunden mit der Erkenntnis, dass nicht alles so lief, wie man es sich vorgestellt hatte ...

»Bis achtzehn Uhr geschlossen!«, sagte Dagmar Hansen, als wir vor dem Eingang standen und sie mit halblauter Stimme den Text las, der auf dem Schild stand. Es hing an der Eingangstür, und beide konnten wir unsere Enttäuschung nicht verbergen.

»Hast du das gewusst?«, fragte ich.

»Nein!«

»Kannst du dir einen Grund vorstellen?«

Dagmar zuckte die Achseln. »Etwas Genaues weiß ich natürlich nicht. Da kann ich nur raten. Es muss mit dem Vampir zusammenhängen, den ich in der Nacht gesehen habe. Die Veranstalter der Ausstellung werden überrascht gewesen sein, ihn nicht mehr vorzufinden. Sie werden sich zusammengesetzt haben, um nachzudenken und beschlossen haben, die Ausstellung geschlossen zu halten.«

»So sehe ich es auch.«

Wir standen vor dem Bau und waren nicht die einzigen Personen. Auch andere Besucher waren enttäuscht, als sie das Schild sahen. Es war auch kein Hinweis vorhanden, der erklärte, wann die Ausstellung wieder geöffnet wurde.

Ich ließ Dagmar stehen und schaute durch die Fenster in das Innere des großen Raumes. Sehr viel war nicht zu sehen, denn man hatte dort kein Licht eingeschaltet. An den Wänden

hingen verschiedene Bilder, das sah ich wohl, und es gab auch Gegenstände, die als Figuren auf dem Boden oder auf Sockeln standen, aber ich sah keinen Hinweis auf den Blutsauger, den wir suchten.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Dagmar, als ich zu ihr zurückgekehrt war.

»Fragen stellen.«

Sie lachte laut. »Du bist gut. An wen denn?«

»Irgendjemand muss die Ausstellung doch ins Leben gerufen haben. An den sollten wir uns wenden. Kennst du ihn?«

Dagmar nagte an ihrer Unterlippe und nickte. »Ja«, sagte sie dann, »der Mann heißt Roy Peters.«

»Das ist immerhin etwas. Stammt er aus Weimar?«

»So viel ich weiß, ja.«

»Du kennst ihn auch persönlich?«

»Ich habe kurz mit ihm gesprochen, als ich in der Ausstellung war.«

»Noch besser«, erwiderte ich lächelnd. »Und wo wohnt er?«

»Genau das weiß ich nicht. Ich bezweifle allerdings, dass wir ihn hier in der oberen Etage finden,«

»Das glaube ich auch nicht. Aber wir werden ihn finden. Seine Adresse wird im Telefonbuch stehen und ...«

»Das ist nicht nötig«, sagte Dagmar und wies in Richtung Einfahrt. »Da kommt er nämlich.«

Bestimmt meinte sie den Mann auf dem Fahrrad, der über das holprige Pflaster fuhr. Da wir nicht die Einzigen hier auf dem Hof waren, wurde er schon vorher von den enttäuschten Besuchern angehalten und mit Fragen bestürmt.

Wir hielten uns zurück. Er würde noch zu uns kommen, das stand fest. Außerdem hatten wir Muße, ihn uns anzuschauen. Ich musste lächeln, denn so wie Roy Peters aussah, hätte er selbst als Vampir durchgehen können. Das graue Haar umwuchs in langen Bahnen seinen Kopf. Er hatte in die Masse einige Rasta-Zöpfe eingeflochten. Bekleidet war er mit einem

langen schwarzen Mantel und mit einer ebenfalls dunklen Hose. Die Füße steckten in Stiefeln, die bis zu den Schienbeinen reichten. Um seinen Hals hingen einige Ketten, unter anderem eine, an der auch ein Kreuz baumelte. Aus einer gewissen Distanz betrachtet, wirkte er älter als aus der Nähe, denn als er sein Rad in unsere Richtung schob, da sah ich, dass er nicht viel älter als 30 Jahre sein konnte. Er hatte den anderen enttäuschten Besuchern eine Erklärung abgegeben und sprach uns an, bevor er uns erreicht hatte.

»Es tut mir Leid, aber ich habe die Ausstellung schließen müssen. Sie wird erst um achtzehn Uhr wieder geöffnet, um die Party starten lassen zu können.«

Dagmar Hansen runzelte die Stirn. »Von welcher Party sprechen Sie?«

»Von der Vampir-Party.« Er schob sein Rad an uns vorbei und lehnte es gegen die Mauer.

»Gibt es einen Grund, dass Sie die Ausstellung geschlossen halten, Herr Peters?«, fragte ich.

Er drehte sich um. Sein Gesicht war blass. Er schien soeben erst aus dem Sarg gestiegen zu sein. Irgendwie passte er in diese Umgebung. An seinem Kinn wuchsen einige dünne Haare wie bei einer Ziege. Da konnte man nicht von einem Bart sprechen. An den Fingern steckten einige Ringe, und an den Ohrläppchen baumelten zwei Kreuze. Für mich sah er aus wie ein in die Jahre gekommener Gruftie.

»Ja, es gibt einen Grund, Meister!«

»Und der wäre?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich sehe keinen Grund, Ihnen alles zu sagen. Okay?«

»Schade.«

»Kommen Sie morgen wieder oder besuchen Sie heute Abend die Party. Da können Sie sich dann umschauen.«

»Warum wollen Sie uns den Grund nicht sagen?« Dagmar blieb hartnäckig. »Ist denn was passiert?«

»Nein, nichts. Ich muss nur eine kleine Bestandsaufnahme machen. Das ist alles.«

»Wir haben durch die Fenster geschaut«, sagte sie.

»Na und?«

»Da ist uns etwas aufgefallen.«

»Ach.« Er wurde nervös und reckte uns sein Kinn entgegen.

»Was ist Ihnen denn aufgefallen?«

»Dass etwas in der Ausstellung fehlt. Ausgerechnet dieser lebensgroße Vampir. Ihr Prunkstück, Herr Peters.« Dagmar Hansen hatte ihm die Antwort lächelnd gegeben, aber er wurde plötzlich nervös.

Wir warteten auf eine Antwort. Da er nichts sagte, sprach Dagmar ihn wieder an. »Habe ich Recht?«

Sein Blick verfinsterte sich. »Was wollen Sie?« Eine Antwort auf die Frage erhielten wir nicht.

»Nur in die Ausstellung und uns dort umschauen. Auch ohne diesen SuperVampir.«

Roy Peters überlegte. Er schaute uns dabei an und sagte schließlich: »Sie sind doch keine normalen Gäste, die nur erschienen sind, um sich die Ausstellung anzusehen?«

»Unter anderem doch.«

»Und was wollen Sie wirklich?«

»Wir suchen den Kunst-Vampir, Herr Peters. Das ist alles. Und ich denke, dass wir uns mal in aller Ruhe unterhalten sollten.«

Er verzog den Mund und sagte dabei: »Hört sich an, als wären Sie von der Polizei.«

»So ähnlich«, erklärte Dagmar und zeigte ihren Ausweis. Allerdings nur für einen Moment, sodass er den Text gar nicht lesen konnte. Sie hätte ihm auch eine Dauerkarte für die Straßenbahn hinhalten können, er hätte nicht anders reagiert.

»Alles klar, Herr Peters?«

»Was wollen Sie?«

»Wir möchten uns nur bei Ihnen in der Ausstellung umschau-

en, das ist alles!«

»Das kann ich nicht glauben. Sie haben sicherlich einen anderen Grund. Da ist die Ausstellung nur ein Vorwand.«

»Keineswegs. Die Ausstellung interessiert uns wirklich. Wir sind gespannt darauf, Vampire zu erleben und ...«

»Es gibt hier keine Vampire. Nur Dinge, die über sie geschrieben wurden. Auch Filme und ...«

»Aber einer ist weg!«, sagte ich.

Roy Peters schaute mich an. »Ja, einer ist weg. Man hat ihn wohl gestohlen.«

»Sind Sie sicher?«, hakte ich nach.

»Was sonst?«

»Haben Sie denn die Spuren eines Einbruchs gesehen?«

»Das nicht.«

»Sehen Sie, Herr Peters.«

»He, was wollen Sie damit sagen?«

»Nichts weiter. Es ist nur eben rätselhaft, denke ich. Aber jetzt lassen Sie uns bitte hineingehen.«

Er zögerte noch und schüttelte den Kopf.

»Haben Sie irgendwelche Probleme?«, fragte ich.

»Wer sind Sie eigentlich?«

Ich stellte Dagmar und mich vor. Bei meinem Namen stutzte er, sagte aber nichts, sondern drehte sich um, holte dabei einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete für uns die Eingangstür.

Zuerst fiel mir der Geruch auf. Ich wusste, dass es bestimmte Arten von Parfüms gibt, die eine Friedhofsatmosphäre schaffen. Sie riechen irgendwie alt und modrig, wie ein Friedhof, der schon seit Jahren stillgelegt ist.

Wir gerieten in einen Vorraum, in dem auch die Garderobe abgegeben werden konnte. Peters hatte das Licht eingeschaltet, doch viel Helligkeit brachte es nicht. Das war so gewollt. Man

hatte die düstere Umgebung geschaffen, die zu den Ausstellungsstücken passte. Es gab auch den Platz für den Kassierer oder die Kassiererin, der jetzt allerdings verlassen war. Überhaupt war die Leere zu spüren. Es fehlten die Geräusche, die Stimmen der Menschen, und Peters fragte uns, ob er die Musik einschalten sollte.

Darauf konnten wir verzichten.

Er war hier der Chef, und deshalb ließen wir ihm auch den Vortritt. Eine Kordel versperrte den Weg in den Ausstellungsraum. Wir kletterten über sie hinweg, und Peters war schon vorgegangen, weil er das Licht einschalten wollte.

Ja, es wurde etwas heller, aber nicht strahlend hell. Hier hätte sich auch ein echter Vampir nicht beschweren können, denn eine graue Helligkeit durchzog den Ausstellungsraum.

»Gibt es nur einen?«, fragte ich.

»Ja.«

»Danke.«

Peters hatte noch eine Frage. »Was suchen Sie hier eigentlich, Herr Sinclair?«

»Wir schauen uns um. Und es interessiert uns auch, warum das beste Ausstellungsstück verschwunden ist. Das können wir schlecht nachvollziehen.«

»Ich auch.«

»Woher haben oder hatten Sie es?«

Roy Peters zuckte mit den Schultern. Seine Hände waren in den Taschen des dünnen Mantels verschwunden. »Es wurde mir angeboten.«

»So einfach war das?«

»Ja.«

Ich schaute tiefer in den Raum hinein. Dort bewegte sich Dagmar Hansen. Sie ging auf die Stelle zu, an der der Kunst-Vampir mal seinen Platz gehabt hatte.

»Darf ich fragen, wie es dazu gekommen ist?«

»Nun ja, ich hatte schon immer vor, eine Ausstellung zu

starten. Das hat sich auch herumgesprochen. Ich habe in Zeitungen annonciert und in den Anzeigen geschrieben, dass ich Ausstellungsstücke über ein besonderes Thema suche.«

»Damit hatten Sie Erfolg?«

»Ja. Einige Dinge befanden sich in meinem Besitz, andere wurden mir gebracht.«

»Wie auch dieser menschengroße Vampir - oder?«

Er hob seinen langen rechten Zeigefinger, der in der Mitte von einem Ring umschlossen wurde. »Moment, so einfach ist das nicht. Sie sprechen immer von einem Vampir, aber für mich ist das eine Vampirfigur gewesen.«

»Okay, bleiben wir dabei. Wer hat sie Ihnen gebracht?«

Plötzlich begann er zu lächeln. Es war ein Lächeln, das in eine bestimmte Richtung deutete. Man konnte es mit dem Begriff »verklärt« beschreiben.

»Es war eine Frau«, sagte er und schnippte mit den Fingern. »Ein richtiger Schuss.« Er geriet ins Schwärmen. »Blond, sogar superblond. Sie könnte jedes Modell schlagen. Und sie hatte einen Körper, der einfach fantastisch war. Super, sage ich Ihnen. Und die brachte mir den Vampir, denn sie hatte über meine Ausstellung in der Zeitung gelesen. Ich war so überrascht, dass ich gar nichts sagen konnte. Sie kam, stellte ihn hier ab und verschwand wieder.«

»Wie hieß sie denn?«

Er sagte nichts. Er schaute mich nur an und verzog seine Lippen. Der Glanz der Erinnerung lag noch immer in seinen Augen. »Das ... das ... weiß ich nicht«, gab er zu. »Ehrlich.« Er fasste sich gegen die Brust. »Ich habe sie nicht danach gefragt.«

»Warum nicht?«

»Das ging alles so schnell, verstehen Sie? Die Frau hatte es plötzlich eilig. Sie stellte ihr Ausstellungsstück ab und sprach noch davon, dass sie wiederkommen würde, aber bisher ist sie nicht gekommen.«

»Dafür ist der Vampir verschwunden.«

»Ja, leider.«

»Glauben Sie, dass er geholt wurde?«

Roy Peters senkte den Blick. Er wusste nicht so recht, was er mir antworten sollte. Er schaute auf seine Schuhe, blies die Luft aus und stöhnte leise.

»Ich weiß es nicht.«

»Aber nicht gestohlen?«

»Keine Ahnung.«

Ich ließ nicht locker. »Sie haben sich doch Gedanken gemacht, Herr Peters.«

»Ja, das habe ich. Aber ich behalte sie für mich, wenn Sie verstehen, Herr Sinclair.«

»Das kann Ihnen niemand verbieten. Nur möchte ich Sie noch fragen, ob Sie von den Gerüchten gehört haben, die in der Stadt kursieren. Da wurde davon gesprochen, dass Menschen von einem Monster angefallen wurden. Die Beschreibung könnte ja auf Ihren verschwunden Vampir passen.«

»Zu diesem Thema hat man mich schon befragt.«

»Was haben Sie gesagt?«

»Nichts, verdammt. Ich konnte nichts sagen, denn ich wusste auch nichts. So ist das.«

Ich ließ ihn noch nicht in Ruhe. »Glauben Sie eigentlich an Vampire?«

Bisher hatte er mich nicht angeschaut. Jetzt hob er den Blick und sah mir in die Augen. »Was soll die Frage? Ich glaube nicht an Vampire. Aber sie faszinieren mich. Sie sind mein Hobby, und deshalb habe ich auch die Ausstellung ins Leben gerufen. Aber ich glaube nicht daran, dass es sie wirklich gibt.«

»Dann war dieser andere Vampir für Sie auch nicht echt?«

»Das sowieso.«

»Das wollte ich nur wissen.« Ich nickte ihm zu und ließ ihn dann stehen, weil ich mir ebenfalls die Ausstellung anschauen wollte.

Das meiste, was hier ausgestellt worden war, kannte ich schon.

Das fing bei den Filmplakaten an, setzte sich fort in Figuren und Bildern, die allesamt nur ein Thema kannten. Ich konnte Zeitungsausschnitte lesen, ich sah die alten Bilder und Holzschnitte als Abdrucke, wie man sich früher einen Blutsauger vorgestellt hatte.

Ich sah, wie sie gepfählt wurden, und in manchen Vitrinen standen kleine Kunstwerke, die irgendwelche Schöpfer und kreative Menschen hergestellt hatten, denen die Vampire ebenfalls nicht gleichgültig waren.

Da sah ich Vampirbräute, schön in ihrem Schrecken, aber auch die klassische Form eines Christopher Lee. Bela Lugosi war ebenfalls vertreten, auch Klaus Kinski hatte man nicht vergessen und Francis Ford Coppola war mit seinem Filmplakat ebenfalls vertreten. Gary Oldman hatte da den Dracula gespielt. Er hatte ihn als eine schillernde und sehr wandlungsfähige Person gestaltet.

Über Vlad Dracula war auch jede Menge zu lesen. In beleuchteten Vitrinen konnten die Besucher mehr über die Geschichte des Mannes erfahren, mit dem der Vampirismus praktisch in das Licht der Öffentlichkeit getreten war.

Dagmar Hansen hatte gesehen, dass ich die Ausstellung durchwanderte und gesellte sich zu mir.

»Nun, was sagst du?«

»Alles bekannt.«

Sie lachte. »Klar, für uns.«

»Es fehlen nur die echten.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ein Will Mallmann wird seine Vampirwelt sicherlich nicht verlassen und seinen Platz hier in der Ausstellung einnehmen.«

»Aber er hat einen Vertreter geschickt.«

»Das ist wohl wahr.«

Mir war eine Tür aufgefallen, und ich fragte Dagmar, wohin

sie führte.

»Da habe ich schon nachgesehen. Sie ist offen. Du kannst dir dort Filmausschnitte anschauen. Praktisch von allen Vampirstreifen, die je gedreht worden sind.«

»Das fehlte ja noch.«

»Meinst du das spöttisch?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, überhaupt nicht.«

»Und was hat dir Roy Peters gesagt? Du hast dich ja intensiv mit ihm unterhalten.«

»Nicht viel. Ich weiß jetzt, dass dieser Kunst-Vampir von einer blonden Frau gebracht wurde, um ihn der Ausstellung zu überlassen.«

»Von Justine Cavallo?«

»Den Namen hat er mir nicht gesagt. Er wusste ihn angeblich selbst nicht. Aber wir können davon ausgehen, dass sie es gewesen ist. Du hast sie gesehen. Es war kein Irrtum, wie wir jetzt wissen. Und ich gehe davon aus, dass das Spiel noch längst nicht beendet ist. Das große Finale wird noch kommen.«

Das war auch Dagmars Meinung. »Wann denkst du, werden die beiden zuschlagen?«

Ich blies die Luft aus. »Das ist wirklich schwer zu sagen, Dagmar. Aber es gibt eine Möglichkeit. Peters hat von ...«

Sie ließ mich nicht ausreden. »Du meinst die Party am heutigen Abend, nicht wahr?«

»Genau die.«

Dagmar Hansen erschauerte. »Das wäre ja schrecklich«, flüsterte sie. »Verdammtd, das ist...«

»Für sie ideal. Sie würden nicht mal auffallen, denke ich. Und Peters wäre froh, wenn er sein Prunkstück wieder zurück hätte.«

»Ja, so muss man es wohl sehen.«

So ganz damit einverstanden war sie nicht, denn sie schauderte leicht zusammen. »Es sind ja noch ein paar Stunden Zeit. Was können wir in der Zwischenzeit unternehmen?«

»Nichts, glaube ich. Es hat keinen Sinn, wenn wir durch die Stadt laufen und nach ihm suchen. Es ist hell, er wird sich versteckt haben, und er wird sich dort verbergen, wo man ihn nicht so leicht findet.«

»Dafür eignet sich auch ein Friedhof.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Zu viele Kreuze, denke ich. Bei alten Totenackern mit nur Grabsteinen ist das etwas anderes, aber Friedhöfe, auf denen Menschen noch begraben werden, sind nicht unbedingt das, was diese Blutsauger lieben. Der Kunst-Vampir hat einen anderen Unterschlupf gefunden. Davon kannst du ausgehen.«

»Was ist mit der Cavallo?«

Ich zuckte die Achseln. »Sie ist die Person, die im Hintergrund lauert. Ich warte nur auf den Augenblick, wenn sie erkennt, dass ich ebenfalls mitmische.«

»Falls sie nicht schon längst darüber informiert ist.«

»Das kann auch sein.«

Roy Peters kam auf uns zu. Er strich etwas verlegen durch sein Zottelhaar und fragte uns dann, ob wir zu einem Ergebnis gekommen wären.

»Das sind wir«, erklärte Dagmar.

»Oh. Und was haben Sie herausgefunden?«

»Dass wir Sie jetzt verlassen und am heutigen Abend zur Party kommen. Ist das okay?«

Roy Peters hob die Schultern. »Verbieten kann ich es Ihnen nicht. Das ist keine geschlossene Gesellschaft.«

»Aber begeistert sind Sie auch nicht - oder?«

»Wenn Sie keine Unruhe bringen.«

»Das glaube ich nicht, Herr Peters. Unruhe werden andere bringen, verlassen Sie sich darauf.«

Meine Worte hatten ihn unsicher werden lassen. »Was meinen Sie denn damit?«

»Nichts Konkretes, aber rechnen Sie mit allem.«

»Und vor allen Dingen mit uns«, erklärte Dagmar Hansen. Dann gingen wir.

Es war ein Fall, wie ich ihn nicht mochte. Wir wussten, dass etwas passiert war, wir wussten auch, wer dahinter steckte, aber wir hatten keine Chance, etwas dagegen zu unternehmen, denn Justine Cavallo und auch der Kunst-Vampir hielten sich versteckt. Und wenn wir hundert Mal durch die Gassen und Straßen liefen, wir würden sie nicht zu Gesicht bekommen. Dazu waren sie zu schlau.

Also konnten wir nur warten, bis die Party begann.

Die Zeit überbrückten wir im Hotel. Ich ging noch unter die Dusche, telefonierte danach mit London, erreichte nur Glenda und gab ihr einen kurzen Lagebericht. Suko war noch immer unterwegs, um mit den Spezialisten nach Spuren zu suchen, die uns zu den Hintermännern des verbrecherischen Psychologen Barker führten.

Um 18 Uhr sollte die Party beginnen. Dagmar und ich wollten nicht zu früh dort erscheinen. Wir hatten uns noch zu einem kleinen Imbiss verabredet, den wir diesmal an der halbrunden Hotelbar in der Halle einnahmen.

Beide entschieden wir uns für ein Sandwich. Zwischen den beiden Hälften klemmte Putenfleisch und Salat. Beides war mit einer hellen Soße gewürzt worden.

Wir hatten uns jeder ein Glas Wein und eine Flasche Wasser bestellt. So richtig schmecken wollte es uns nicht, wenn wir daran dachten, wer hier in Weimar unterwegs war und auf Blutsuche ging. Dagmar war der Meinung, dass die kommende Nacht entscheidend sein würde.

»Da werden sie zuschlagen, John. Bisher war alles nur Probe, denke ich.«

»Auch bei Anita Köhler?«

»Ja. Da hat er einen Versuch unternommen und es auch geschafft.« Sie schlug mit der rechten Faust leicht auf den Tresen. »Mir will nicht in den Kopf, dass dieser Roy Peters nichts bemerkt hat. Er muss doch gesehen haben, dass der Vampir echt war. Ich habe es ja auch bemerkt.«

»Du schon. Aber vergiss nicht, wie perfekt sich unsere Freunde verstehen können. Sie bleiben in absoluter Ruhe zurück, sage ich dir. Da kannst du nicht unterscheiden, ob sie leben oder tot sind. Untot, in diesem Fall.«

Dagmar verzog die Lippen und tupfte etwas Soße weg.
»Gefällt dir das Wort untot eigentlich?«

»Nein, aber es hat sich eingebürgert. Wenn du genauer darüber nachdenkst, ist es Unsinn.«

»Das meine ich auch. Nur frage ich mich, was die Cavallo vorhat. Welcher Plan steckt dahinter? Ich kann dir die Antwort nicht geben, ich bin damit nicht so vertraut. Selbst Harry musste passen. Es waren auch nur Gerüchte, und die Polizei hier in Weimar hat sie gar nicht richtig ernst genommen. Ich wundere mich sowieso, dass man sie weitergeleitet hat.«

»Zum Glück.«

Ich trank einen Schluck Wein und schob den leeren Teller von mir weg. Der Kellner fragte, ob es geschmeckt hatte, wir bejahten, und ich bat um die Rechnung, die ich unterschrieb, sodass der Betrag aufs Zimmer gebucht wurde.

»Und wann starten wir, John?«

Ich schaute auf die Uhr. Wenn die Party pünktlich angefangen hatte, dann war sie bereits seit einer Stunde eröffnet worden. Ich ging davon aus, dass sie zahlreiche Gäste anzog, denn diese kleinen Feste waren etwas für eine bestimmte Anzahl von Menschen, die sich zur dunklen Szene hingezogen fühlten.

Das Wasser war bereits in meinem Magen verschwunden. Jetzt trank ich auch den restlichen Wein aus und rutschte vom Hocker. »Ich denke, wir sollten uns auf den Weg machen.«

»Nichts dagegen.«

Man wünschte uns noch einen schönen Abend, dann gingen wir quer durch die Halle auf den Ausgang zu und ließen uns von der Drehtür nach draußen schaufeln.

Es war noch nicht dunkel, aber die Stadt hatte ihr helles Gewand bereits verloren. Die Dämmerung stahl sich vor. Der Himmel war grau geworden, doch von einem kalten Wetter konnte man nicht sprechen. Mir kamen die Temperaturen sogar noch wärmer vor als am Nachmittag. So war es nicht verwunderlich, dass wir auf unserem Weg nicht wenige Menschen sahen, die es sich vor den Lokalen gut gehen ließen oder auf ihren Balkonen saßen, wo sie aßen, tranken und sich unterhielten.

Weimar atmete aus. Das war zu merken. Die Geräusche des Tages hatten sich zurückgezogen. Die abendliche Stille herrschte vor, und wenn Autos fuhren, dann klang das Geräusch ihrer Motoren schon etwas störend. Beide wussten wir, dass jetzt die Zeit der Blutsauger beginnen würde, aber zu sehen waren sie nicht. Sie würden durch Hinterhöfe schleichen, sich noch immer versteckt halten, um dann aus ihren Verstecken zuschlagen zu können.

Dass die Vampirparty schon im Gang war, hörten wir, bevor wir den Hof erreichten. Uns wehte eine bestimmte Musik entgegen. Es waren keine traurigen Melodien, aber oft sehr schwermütige Sequenzen. Songs wie sie die Grufties oder die Schwarzen liebten. Sie entsprachen genau ihrer Stimmung.

Der Eintritt war nicht frei. Wir mussten jeweils einen Bon lösen. Für zwanzig Mark konnten wir essen und trinken, was und so viel wir wollten.

Unser Alkoholkonsum würde sich in Grenzen halten. An der kleinen Kasse am Eingang saß eine junge Frau mit rot gefärbten kurzen Haaren, reichte uns die Bons und wünschte uns viel Spaß, wobei sie nicht lächelte.

»Wie läuft es denn so?«, wollte ich wissen.

»Gut.«

»Ist Roy zufrieden?«

»Glaube schon.«

»Aber heute Nachmittag fehlte das wichtigste Ausstellungsstück«, sagte Dagmar.

»Ich weiß.«

»Hat man es zurückgebracht?«

Sie zuckte mit den Schultern. Wir bekamen keine andere Antwort. Außerdem musste sie sich um die nächsten Gäste kümmern, die sie kannte, denn sie erhob sich und umarmte die Vier der Reihe nach.

Wir hatten uns schon von der Kasse entfernt und gingen über den Innenhof mit seinen holprigen Steinen. Die Party wurde außen und innen gefeiert. Auf dem Hof waren kleine Stände aufgebaut, an denen man etwas zu trinken bekam und auch essen konnte. Das interessierte uns weniger, denn wir schauten uns lieber die Gäste an.

Es hatten sich nur wenige Personen hierher gewagt, die nicht zur Szene gehörten. Die meisten von ihnen waren eben Grufties, die auf Bänken saßen, sich kaum unterhielten und sich in ihr Innenleben hinein verkrochen hatten.

Es herrschte alles andere als Partystimmung. Aber das musste hier wohl so sein.

Justine Cavallo entdeckten wir nicht, und auch Roy Peters lief uns nicht über den Weg. Dafür erhielten unsere Gesichter hin und wieder einen rötlichen Anstrich, wenn wir durch das entsprechend gefärbte Licht schritten. Man hatte Girlanden gespannt und mit roten Birnen bestückt. So war auch hier die richtige Atmosphäre entstanden.

Die Musik drang durch die offene Tür nach draußen. Uns lockte der Innenraum und damit auch die Ausstellung. Das Seil gab es nicht mehr. Jeder konnte frei durchlaufen, was wir auch tun wollten, aber schon sehr bald wurden wir gestoppt, denn in diesem rötlich-schwarzen Dämmerlicht hatte uns Roy Peters

entdeckt.

Zuerst winkte er, dann kam er auf uns zu. Er hatte sich umgezogen und trug jetzt ein schwarzes glänzendes Hemd mit sehr weit geschnittenen Ärmeln.

»Ah, das sind Sie ja wieder.« Wir wurden begrüßt wie alte Freunde. Roy war richtig aufgeregt. Er fuchtelte mit den Armen, lachte und sagte dann: »Sie glauben nicht, was passiert ist!«

»Was denn?«, fragte Dagmar, obwohl sie und ich schon ahnten, was sich hier verändert hatte.

»Er ist wieder da!«, flüsterte uns der Mann verschwörerisch zu. »Ob Sie es glauben oder nicht.«

»Nein!«

»Doch, Frau Hansen. Er ist tatsächlich zurückgekehrt.«

»Wer hat ihn denn gebracht?«, fragte ich. »Ist es die Blonde gewesen?«

»Wo denken Sie hin? Das hätte ich gern gehabt.« Er bewegte seinen Kopf in die verschiedenen Richtungen. »Ich war nur mal kurz weg, und als ich zurückkam, da stand er wieder an seinem Platz, als wäre überhaupt nichts gewesen. Können Sie sich das vorstellen?«

»Wenn Sie das sagen.«

»Ja, ich schwöre. Aber ich habe keine Ahnung, wie das passieren konnte, ehrlich.«

»Dann können wir ihn ja besichtigen«, sagte Dagmar.

»Aber sicher. Sofort. Das Prunktstück meiner Ausstellung möchte ich keinem vorenthalten.«

Sicher, es zog uns zu ihm hin, aber ich hatte noch eine Frage, die ich unbedingt loswerden wollte. »Ist Ihnen an dieser Gestalt vielleicht nach ihrer Rückkehr etwas aufgefallen?«

Roy Peters schaute mich fast entsetzt an. »Wieso? Was wollte mir denn aufgefallen sein?«

»Kann es sein, dass er sich verändert hat? Natürlich nur vom Äußeren her?«

Peters brauchte nicht lange zu überlegen. »Nein, sagte er dann, »er sieht aus wie immer.«

»Das wissen Sie genau?«

»Ja, Herr Sinclair.« Er trat einen kleinen Schritt nach hinten. »Warum stellen Sie die Fragen?«

»Ich bin eben ein misstrauischer Mensch und ...«

»Hören Sie auf. Wenn ich mir keine Gedanken darüber mache, dann brauchen Sie das auch nicht. Es läuft doch alles bestens. Ich bin zufrieden, und Sie können es bald auch sein, wenn ich das richtig sehe. Seien Sie einfach locker und feiern mit uns. Sie werden sehen, dass es bestimmt Spaß macht.«

»Das glauben wir Ihnen sogar«, sagte ich und lächelte. »Wissen Sie, Menschen wie wir wollen immer auf Nummer sicher gehen. Das bringt der Beruf mit sich.«

»Kann ich verstehen.« Er hob die Schultern. »Sie werden mich bestimmt entschuldigen, denn ich muss mich noch um die anderen Gäste kümmern. Wir sehen uns dann.«

»Das glaube ich auch.«

Als Peters außer Hörweite war, hörte ich Dagmar Hansen leise lachen. »Er hat nichts bemerkt, John, keine Veränderung. Kannst du das glauben?«

»Ja. Peters ist so euphorisch gewesen, dass er alles andere vergessen hat.«

»Dann lass uns gehen.«

Ich hatte das Kreuz noch immer vor der Brust hängen. Da sollte es auch bleiben. Noch bestand kein Grund, es zu ziehen, um einzugreifen.

Aber ich wartete schon auf den Wärmestoß. Je näher wir dem Ziel kamen, desto gespannter wurde ich. Dagmar war einen Schritt voraus, denn sie konnte es kaum erwarten, der Unperson gegenüberzutreten, der sie in der vergangenen Nacht nur knapp entwischt war.

Der Kunst-Vampir war wohl schon von den meisten Gästen besichtigt worden, denn als wir auf ihn zutrat, stand niemand

in der Nähe, um ihn sich anzuschauen. Außerdem waren die Besucher bestimmt nicht zum ersten Mal hier. Jetzt wollten sie eben feiern, und das in einer für sie typischen Umgebung.

Der Kunst-Vampir stand nicht im Dunkeln, er wurde angestrahlt. Auch dieses Licht war nicht normal, denn es verteilte sich als grauer Schleier vor und über ihm. Die Lichtquelle saß unter der Decke und war ein schräg gestellter Strahler.

Ich sah ihn zum ersten Mal. Dabei war ich trotzdem überrascht, obwohl er mir von den Beschreibungen her schon bekannt war. Dennoch konnte ich das Erschauern nicht vermeiden.

Wenn ihn jemand als einen Kunst-Vampir bezeichnet hatte oder als eine Kunst-Figur, dann musste ich ihm Recht geben, denn was ich sah, war schlimm.

Ich kannte Vampire in vielen Variationen und Abarten, aber einen wie diesen hatte ich noch nie zuvor gesehen. Er war nackt bis auf einen Lendenschurz. Der Körper hätte auch zu einem Bodybuilder gehören können, so muskulös war er. Auf seiner dunklen Brust malte sich eine Zeichnung ab, die so verschlungen war, dass ich ihr Motiv nicht erkannte. Aber der Körper interessierte mich nur in zweiter Linie. Viel wichtiger war der Kopf, und ich musste Dagmar wieder zustimmen. Er passte nicht zum Körper, auch wenn er ziemlich groß war, haarlos. Versehen mit einer großen Stirn, die sich vorn so weit nach unten zog, dass sein Gesicht recht klein wirkte. Es sah für mich aus wie aus grobem Stein gehauen, kam mir sogar etwas rissig vor.

Dann gab es noch die Augen. Pupillen sah ich so gut wie keine. Dafür gloste tief in ihrem schwarzen Innern ein helles Licht auf, das sich immer weiter nach vorn drängte. Aus der hellen, fast weißen Farbe wurde ein kaltes Gelb, als hätte sich in diesem Augenpaar das Mondlicht verfangen. Als dies passierte, gab es für mich nicht den geringsten Zweifel, dass wir es mit einem Vampir zu tun hatten, der lebte, denn auch die

beiden typischen Merkmale fehlten bei ihm nicht. Unter der Oberlippe des halb geöffneten Mundes hinweg schoben sich die beiden Spitzen der Zähne hervor.

»Er lebt!«, flüsterte Dagmar scharf. Sie wich etwas zurück und griff nach ihrer Waffe.

Ich bekam den Wärmestoß zu spüren, als sich das gelbe Licht in seinen Augen verteilt hatte. Es war wohl das Zeichen, dass er endgültig erwacht war.

Das Kreuz wollte ich nicht länger verdeckt lassen. Während ich es hervorholte, konzentrierte ich mich auf seinen Hals, denn dort war mir etwas aufgefallen.

Ich sah dort Drähte, Fäden oder Nähte. Man musste den Kopf von einem anderen Körper getrennt haben, um ihn dann auf den neuen aufzusetzen. Ein Wahnsinn. Frankensteins Monster hätte nicht anders aussehen können.

Bisher hatte er sich noch nicht bewegt. Ich zog in Ruhe mein Kreuz hervor, sorgte aber dafür, dass es durch meine Hand verdeckt blieb, denn die Überraschung wollte ich mir bis zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt aufsparen.

Noch immer glotzte er mich starr an. Nicht mal seine Hände hatten gezuckt. Wahrscheinlich lauerte er auf den richtigen Moment, um angreifen zu können. Blut hatte er schon getrunken. Einige getrocknete Reste klebten noch in der Nähe seines Mundes, der sich jetzt zuerst bewegte und sich weiter öffnete.

Er zeigte seine Zähne.

Er zeigte sein Maul.

Es war eine tiefe Öffnung, in der die Zunge kreiste und auch mal gegen die Lippen tanzte. Und dann warf er sich vor!

Er hätte mich unter seinem massigen Körper begraben können, aber ich war schon auf der Hut gewesen und sprang blitzschnell zurück, sodass der erste Angriff ins Leere lief. Er

hatte auch dabei nicht auf die Beine geachtet, kam deshalb ins Stolpern und bemühte sich, das Gleichgewicht zu bewahren.

Ich sah, dass Dagmar schießen wollte, schlug ihren Arm jedoch zur Seite. »Nein, nicht jetzt.«

»Aber ...«

»Geh in Deckung.«

Sie huschte von mir weg, was gut war, denn der Kunst-Vampir hatte zu einem Rundschlag ausgeholt und hätte Dagmar auch getroffen, aber er schlug ins Leere, weil die Distanz einfach zu groß geworden war.

Dann war ich bei ihm.

Nicht allein, sondern mit dem Kreuz. In diesem Fall war es das wirksamste Mittel, denn ich wollte mich nicht auf einen langen Kampf mit ihm einlassen.

Er war ein Feind, der vernichtet werden musste, bevor er noch weitere Opfer wie Anita Köhler hinterließ. Ich ließ es darauf ankommen, dass er mich mit seinen Pranken umfasste, das war alles kein Problem. Es zählte nur, dass er es nicht schaffte, mir seine Zähne in den Hals zu schlagen. Ich wusste auch, dass Vampire über mörderische Körperkräfte verfügten, da brauchte ich nur an Justine Cavallo zu denken, und auch dieses Wesen hier war bestimmt nicht schwächer.

Er zerrte mich zu sich heran.

Mein Kreuz war schneller.

Als sich sein Gesicht meinem Hals näherte, drückte ich das Kreuz in diese Fratze hinein. Ich ließ es dabei nicht los und spürte selbst den Hitzestoß, bevor das Zischen an meine Ohren drang und ich plötzlich die kleinen Flammen sah, die aus seinem Kopf schossen.

An zahlreichen Stellen war die Haut aufgeplatzt. Da hatte das Feuer freie Bahn. Seine Hände hielten mich nicht mehr fest, sie rutschten am Körper entlang nach unten, und ich befreite mich endgültig mit einem harten Kniestoß.

Nach dem Sprung zurück stieß ich gegen die Wand, weil ich

mich noch gedreht hatte. Dagmar Hansen stand in meiner Nähe. Gemeinsam schauten wir zu, was mit dieser Gestalt passierte.

Aber wir waren nicht mehr allein. Es war aufgefallen, was hier passierte, und so hatten sich die Zuschauer versammelt, um das Ende des Blutsaugers mit zu erleben.

Er schrie plötzlich auf. Das Feuer musste ihm irre Schmerzen bereiten. Dann riss er seine Arme in die Höhe, bis die Hände die großen Ohren erreicht hatten, und in den folgenden Sekunden geschah etwas Schauriges, mit dem keiner von uns gerechnet hatte. Eingepackt in sein wahnsinniges Schmerzgefühl, riss sich der Kunst-Vampir selbst seinen Kopf von den Schultern.

Dieses Bild hätte in jeden Horror-Film gepasst. Es war so makaber und schaurig. Da stand jemand, der sich den eigenen Kopf abgerissen hatte, ihn jetzt zwischen seinen Händen festhielt, und das noch in normaler Kopfhöhe, sodass es den Anschein hatte, als wollte er seinen eigenen Kopf betrachten, obwohl keiner mehr auf seinen Schultern saß.

Der Schädel brannte. Er war trocken. Er knisterte an verschiedenen Stellen unter dem magischen Feuer zusammen. Der Mund öffnete und schloss sich. Die Zunge tanzte dabei wie ein dicker Wurm hervor, und noch immer stand der Körper dabei auf den Beinen.

Aber er schwankte bereits. Lange würde er sich nicht mehr halten können. Außerdem gab sich das Feuer nicht mit der Nahrung zufrieden, die der Kopf bot. Es wollte mehr. Es dehnte sich aus. Er beugte sich vor. Die Flammen huschten gegen die Hände des Kunst-Vampirs und erhielten dadurch neue Nahrung.

Wir schauten zu, wie sie die Arme hochtanzten und den Körper dabei zu Asche verbrannte.

Zuerst kamen die Hände an die Reihe. Sie verloren ihre Kraft und schafften es nicht mehr, den Kopf festzuhalten. Er rutschte

zwischen den Händen hindurch, fiel dem Boden entgegen, prallte dort hörbar auf und wurde in zahlreiche glühende Stücke zerschlagen, die sich zu unseren Füßen verteilten.

Ich brauchte nichts mehr zu tun, aber Dagmar Hansen hielt es nicht mehr aus. Wahrscheinlich hatte sie das Bild der Anita Köhler vor Augen, möglicherweise dachte sie auch an die vergangene Nacht, jedenfalls riss sie ein Ausstellungsstück von der Wand.

Es war ein alter Dreschflegel. Auf den Bildern hatte ich gesehen, dass manche Menschen mit Dreschflegeln auf Blutsauger eingeschlagen hatten, ob sie es nun wirklich gewesen waren oder nicht.

Das hier war einer.

Und er bekam seinen Schlag ab.

Dagmar schrie dabei, als der Dreschflegel auf den glosenden Körper fuhr. Es reichte ein Schlag aus. Der Kunst-Vampir war schon innerlich so weit verbrannt, dass es nichts mehr gab, was ihn dort noch normal zusammenhielt.

Der Torso wurde in zahlreiche Stücke gerissen. Glühende Teile flogen in alle Richtungen weg, sodass ich gezwungen war, zurückzuweichen. Der kopflose Körper aber fiel wie ein brennender Strohballen zusammen, der auf dem Boden noch weiterglühte und die Dielen leicht in Brand setzen konnte.

Ich wollte mithelfen, die Reste auszutreten, aber eine Gestalt drängte sich vor, die einen Feuerlöscher in den Händen hielt. Es war Roy Peters, der Angst davor hatte, dass dieses Haus Feuer fing und abbrannte. Aus der Düse zischte der Schaum gegen die beiden Brandherde, denn Roy schwenkte den Löscher von rechts nach links.

Er schaffte es.

Der Schaum erstickte die Feuerstellen, und die Reste des Kunst-Vampirs waren bald unter einem weißen Teppich aus Schaum begraben.

Roy Peters ging zurück. Sein Gesicht war verzerrt. Der

Löscher in seiner Hand wurde plötzlich schwer, sodass er ihn nicht mehr halten konnte. Auch er landete auf dem Boden und blieb dort liegen, wobei an der Spritzdüse noch immer etwas Schaum klebte.

Die anderen Zuschauer drängten sich in einer gewissen Entfernung von uns zusammen. Es hatte keine Schreie des Entsetzens gegeben, aber das Grauen stand den Besuchern in den Gesichtern geschrieben, denn mit einem derartigen Finale hatte niemand gerechnet.

Roy Peters hatte sich wieder fangen können. Er schaute Dagmar und mich an, dann auf den Schaum, und es war ihm wohl erst jetzt richtig klar geworden, was hier abgelaufen war.

»Das«, stotterte er, »das ... das ... gibt es doch nicht. Das ist unmöglich ...«

»Nein, Roy«, sagte ich so laut, dass es auch alle anderen hören konnten. »Es ist schon eine Tatsache. Man hat Ihre Ausstellung mit einem echten Vampir geschmückt. Mit einer Gestalt, die aus einem Körper bestand, auf den ein fremder Kopf genäht wurde.«

Er wollte etwas sagen, brachte es aber nicht fertig. Ebenso wenig wie es die anderen Zuschauer schafften. Die Ereignisse hatten sie einfach überrollt, obwohl sie alle Vampir-Fans waren, denn sonst hätten sie die Ausstellung nicht besucht.

Eine Mädchenstimme lachte schrill auf. Ich sah die Person nicht. Aber ich hörte ihre Worte.

»Das ist doch scheiße, Mann! Das ist nicht wahr! Es gibt sie nicht. Das war alles ein Trick - oder?«

Sie drängte sich vor und schob andere Gäste zur Seite. Ich kannte sie. Es war das Mädchen mit den roten Haaren, das an der Kasse gesessen hatte. Ihre heftigen Bewegungen konnte sie nicht mehr abstoppen, sodass sie gegen mich fiel. Dabei klammerte sie sich an mir fest, und ich sah, wie sie den Kopf in den Nacken legte, um mich anschauen zu können.

»Verdammt, sag dass es ein Trick war. Ein Party-Gag. Es

kann sie nicht geben...«

Das Mädchen hatte wirklich Angst. Ich wollte ihre inneren Konflikte nicht noch mehr vertiefen, deshalb stimmte ich ihr zu. »Ja, du hast Recht. Es war der Gag der Party. Die Schau. Es gibt keine Vampire. Roy hat sich große Mühe gegeben, um euch zu überraschen, und mit uns beiden war alles abgesprochen. Zufrieden?«

Das war sie noch nicht. »Ehrlich? Echt?«

»Ja.«

Sie riss sich los und wollte auf Roy Peters zulaufen. Der aber kam ihr zuvor und nickte. »John Sinclair hat Recht. Es ist ein Gag gewesen. Ein guter, wie?«

»Nein, nein, das war Scheiße!«, schrie das Mädchen wieder. Es rannte weg und stieß dabei einige Besucher zur Seite, die jetzt darüber nachdachten, wer wohl Recht hatte.

Dagmar Hansen hob die Arme. Über ihrem Kopf klatschte sie in die Hände, um so die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. »Hört zu, ich werde euch jetzt erklären, dass wir uns einen Spaß gemacht haben. Auch wenn ihr Gerüchte über Überfälle gehört habt, die dürft ihr nicht so tragisch nehmen. Das alles gehörte zum Spiel, das hiermit sein Ende gefunden hat. Wenn ihr noch Fragen habt, ich stehe euch gern Rede und Antwort.«

Es war gut, dass Dagmar so reagierte. Damit konnte sie den Besuchern die Furcht nehmen, die zwar alles Gruselige liebten, aber mit einer bestimmten Wahrheit nicht konfrontiert werden wollten.

Ich hatte hier nichts mehr zu suchen und machte mich auf den Weg zum Ausgang. Vorbei an den Ausstellungsstücken, durch den roten Lichtschein berührt und begleitet, und ich passierte auch eine leere Kasse, die von der Rothaarigen verlassen worden war.

In der offenen Tür blieb ich stehen. Auch der Hinterhof war verlassen. Nur die Musik spielte noch. Um das Essen oder um die Getränke kümmerte sich niemand mehr.

Ich steckte die Hände in die Hosentaschen, ging noch einen Schritt vor und atmete die kühler gewordene Luft ein. Es war ruhig geworden in dieser Gegend, doch die Ruhe hielt nicht lange an. In der Zufahrt zum Hinterhof erschien ein blasses Scheinwerferpaar, das sein Licht über den unebenen Boden streute, mich ebenfalls erreichte und plötzlich für eine regelrechte Lichtexplosion sorgte, die mich voll erwischte.

Ich riss noch die Hand vor meine Augen, um dem Fernlicht zu entgehen, aber dann blieb ich abrupt stehen.

Eine Frauenstimme peitschte mir entgegen.

»Sinclair! Ich hatte es mir fast gedacht!«

Nur eine konnte so sprechen - Justine Cavallo!

Ich musste weg aus dem verdammten Licht, denn darin stand ich wie auf dem Präsentierteller.

Mit schnellen Schritten huschte ich nach links. Wenn mir das Licht jetzt folgen sollte, dann hätte sich die Blutsaugerin in den Wagen setzen müssen, aber das tat sie nicht.

Zum Glück war ich nicht so stark geblendet worden. Ich konnte noch sehen, was sich vor mir abspielte, und sah, dass die blonde Justine ihren Kopf durch das heruntergelassene Wagenfenster geschoben hatte, während der Motor noch lief.

»Es gibt ihn nicht mehr, Justine!«, schrie ich ihr entgegen.
»Dein Vasall ist verbrannt!«

»Ich weiß, ich habe es gespürt!«, schrie sie, »aber glaube nicht, dass du gewonnen hast, Sinclair. Wir sehen uns wieder, das schwöre ich dir.«

»Bestimmt. Aber wer war er? Wirklich eine neue Gattung von Blutsauger? Ein künstlicher Vampir?«

»Ja, so ist es gewesen. Ein fremder Kopf, ein fremder Körper. Das haben Mallmann und ich geschafft. Ein Prototyp, und wir wissen jetzt, dass es klappt.«

»Dann freut euch doch!«

Ich war mittlerweile an eine Stelle zurückgewichen, die im Schatten lag, und dort hatte ich auch meine Beretta gezogen. Justine Cavallo war mir nahe, und ich wollte sie auf keinen Fall laufen lassen, wenn sich schon eine derartige Chance bot.

Ihr Kopf tauchte wieder in den Wagen ein. Sie schien zu spüren, dass hier einiges noch zurechtgerückt werden sollte. Plötzlich heulte der Motor des kleinen Autos auf. Sie gab Gas, riss das Lenkrad herum und jagte auf mich zu.

In diesem Augenblick merkte ich, wie klein der Hinterhof eigentlich war, obwohl er so groß aussah. Auch ein Kleinwagen konnte beschleunigen, und mit einem Mal stand ich wieder im grellen Fernlicht. Dieses verdammte Websstück wollte mich mit seinem Wagen von den Beinen holen.

Ich war nicht mehr zu halten. Rannte weiter nach rechts, erreichte die ersten Tische, sprang über eine Bank hinweg, dann auf einen Tisch, an der anderen Seite wieder nach unten, und setzte so meinen Weg fort, der zu einer Flucht geworden war.

Justine verfolgte mich. Sie hatte das Steuer herumgerissen und jagte mir nach. Dabei nahm sie keine Rücksicht auf irgendwelche im Weg stehende Gegenstände. Sie räumte sie mit ihrem Fahrzeug zur Seite, was alles einen infernalischen Krach machte, um den sie sich jedoch nicht kümmerte.

Sie wollte mich jagen wie einen Hasen. Es war ihr auch egal, ob die Menschen in den umliegenden Häusern aufmerksam wurden oder nicht, sie wollte ihre Rache.

Ich wandte dem Wagen den Rücken zu: Noch immer hielt mich das grelle Licht umfangen. Aber es zeigte mir auf der anderen Seite auch den Weg, den ich laufen musste.

Ich hatte es nicht mehr weit bis zum Haus. Wären die Hindernisse nicht gewesen, hätte sie mich bestimmt schon überrollt. So aber konnte Justine nicht so fahren wie sie wollte, und ich sah plötzlich die Chance für mich, wie ich es schaffen

konnte. Dazu musste ich Glück haben. Und gute Nerven.

Noch immer lief ich auf die Hauswand zu. Aus den offenen Fenstern hallten die Rufe der Menschen. Jemand schrie mit lauter Stimme nach der Polizei, aber auch das konnte mich nicht abhalten.

Die Hauswand war fast da. Nur keinen Schritt zu weit laufen. Noch einmal sprang ich vor, tippte wieder mit den Füßen auf und schleuderte mich sofort nach rechts. Der Schwung war so stark, dass ich mich nicht mehr halten konnte. Meine Beine rutschten weg, dann lag ich auf dem Boden und rollte mich sofort zur Seite.

Hinter und neben mir hörte ich das Kreischen der Reifen. Aber auch die Vollbremsung hatte nichts mehr gebracht. Justine fuhr den Wagen mit der Kühlerhaube frontal gegen die Wand.

Das dabei entstehende Geräusch hätte fast meine Trommelfelle zerrissen. Ich wusste, dass der Kampf noch nicht beendet war, schoss in die Höhe und war froh, mir beim Aufprall auf dem unebenen Pflaster nichts verstaucht zu haben.

Der Wagen war deformiert. Aber er war nicht so kaputt, als dass die Vampirin ihn nicht hätte verlassen können. An der mir zugewandten Stelle verließ sie den Wagen. Ihr war nichts geschehen, und sie war verdammt schnell.

Ich ebenfalls.

Denn meine Beretta hielt ich schon in der Hand. Ich sah sie kommen. Ich sah ihre Haare fliegen, ich sah in das Gesicht, das jetzt verzerrt war. Ich sah den offenen Mund mit den beiden Zähnen, stand selbst recht wacklig, aber ich hielt die Beretta fest und drückte ab.

Die Kugel musste treffen. Aus einer derartigen Entfernung hatte ich noch nie daneben geschossen. Aber ich traf nicht, denn alles passiert irgendwann zum ersten Mal.

Justine Cavallo hatte es gemerkt, und sie war plötzlich nicht mehr da. Genau im richtigen Augenblick hatte sie sich abge-

stoßen und war in die Höhe gesprungen.

Sie besaß eine wahnsinnige Kraft. Die hatte sie eingesetzt. Zwar sprang sie nicht so hoch, um auf einem Hausdach zu landen. Für mich reichte es immerhin, denn bevor ich einen zweiten Schuss abgeben konnte, erwischte mich ein Tritt an der linken Kopfseite, der mich völlig aus dem Konzept brachte.

Ich fiel nach hinten, landete auf dem Pflaster und glaubte noch, Schüsse zu hören.

Dann wurde es dunkel um mich ...

Lange war ich nicht weggetreten. Zwar schmerzte mein Kopf und auch wieder die Wunde am Hals, doch als ich die Augen aufschlug, kniete Dagmar Hansen neben mir. Sie hielt ihre Pistole noch in der Hand. Ich erinnerte mich daran, Schüsse gehört zu haben. Wahrscheinlich hatte sie Justine Cavallo vertrieben oder sogar getroffen.

Ich stöhnte laut auf und wollte mich erheben.

»Nein, nein, John, bleib liegen.«

Ich tat ihr den Gefallen, fragte aber: »Was ist mit Justine Cavallo?«

»Weg!«

»Du hast sie nicht erwischt?«

»Nein, es war leider kein gutes Büchsenlicht. Sie konnte fliehen. Pech gehabt.«

»Verdammtd. Dabei war ich so dicht dran.«

»Ein anderes Mal, John.«

Mein Kopf schmerzte schon genug. Doch als ich jetzt die Sirenen hörte, war das wie eine Folter. Jemand hatte die Polizei alarmiert.

Ich empfand alles andere als Freude, als ich daran dachte, welche Fragen mir die deutschen Kollegen stellen würden, aber das alles war im Moment nicht mehr wichtig. Ich war zunächst

außer Gefecht gesetzt, blieb liegen und schaute Dagmar Hansen nach, die in das Licht der Polizeiwagen hineinging.

Sie würde den Kollegen schon das Richtige sagen.

Jedenfalls gab es keinen Kunst-Vampir mehr, und das betrachtete ich schon als einen kleinen Sieg.

Man wird eben im Laufe der Zeit bescheidener ...

ENDE